Ein bedeutender Mensch. Komischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 13 Mark 50 Pf.

Schwarze Menschenbrüder. Komischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 13 Mark 50 Pf.

Der Mops. Komischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 12 Mark.

Narren der Liebe. Komischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 15 Mark.

Moderne Odyssee. Komischer Reise-Roman. 3 Bde. 8. broch. 13 Mark 50 Pf.

Onkel Sündenbock. Humoristischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 15 Mark.

Auf Tod und Leben. Einer altirischen Geschichte nacherzählt. (Unterh.-Bibl. 24. Bd.) In Buntdr.-Umschl. broch. 50 Pf.

Peter Pinsel. Scherz-Roman. 4 Bde. 8. broch. 13 Mark 50 Pf.

Die Unzertrennlichen. Komischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 12 Mark.

Der Fürst von Montenegro. Komischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 10 Mark 50 Pf.

Ein gemeuchelter Dichter. Komischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 18 Mark.

Zwei Erbfeinde. Komischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 16 Mark.

Der blinde Geiger. William Carleton's „Clarionet" frei nachgebildet. (Unterh.-Bibl. 23. Bd.) In Buntdr.-Umschl. broch. 50 Pf.

Die Zigeunertochter. Nach dem schwed. Original des Kammerjunker Kullberg frei bearbeitet. (Unterh.-Bibl. 25. Bd.) In Buntdr.-Umschl. broch. 1 Mark.

Die Reise nach Berlin.

Erster Band.

Gegründet 1850.

Die Reise nach Berlin.

Komischer Roman

von

A. von Winterfeld.

Erster Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1881.

Inhalt.

Erster Band.

Zweiter Band.

Dritter Band.

1. Kapitel.

Berent.

von Füchsen mit Lorbeeren gelassen!

Durch Klippen und Klüfte im nebligen Grauen,
Wo stürmen die Winde, bald dumpf und bald gell,
Da irr' ich allein und kann trübsinnig schauen
Des Sturms trüben Pfad auf der Brust jeder Well'.

Robert Burns.

Was ist Berent? Es gehört zu jenen Wörtern, durch die man zur Verzweiflung gebracht werden kann, wenn man sie im Conversations-Lexicon nachschlägt.

Wenn man das Wort blos gesprochen gehört und nicht geschrieben gesehen hat, sucht man auf's Gerathewohl einen Namen ähnlichen Klanges, indem man dabei hin- und her überlegt, wen oder was er eigentlich kennzeichnen dürfte.

Wer genauer mit mir bekannt ist, würde zuerst auf die Idee kommen, daß es mein Schneider sein könne . . . jener verflossene Schneider, der mir immer so engbrüstige Röcke und so kurze Hosen machte, daß ich nicht ohne ein gewisses Mitleid anzusehen war . . . aber der kann doch unmöglich im Conversations-Lexicon stehen . . . oder sollte er berühmt geworden sein, nachdem ich ihm meine Kundschaft entzogen? — Aehnlich sähe mir das schon. —

„Ah! — Da haben wir's ja! — Berendt . . . siehe auch Behrend, Berend, Berendt, Behrendt, Behrent, Berenth, Berendth, und Berent . . ."

Die ersteren Namen bezeichnen lauter Menschen, die der Nachschlager nicht kennt, und der letztere gehört einer Stadt . . . und zwar der Hauptstadt von Schottland . . .

„Na . . . das ist doch aber . . . ich habe mir doch immer eingebildet, die Hauptstadt von Schottland wäre Edinburgh . . . und nun soll es mit einem Male Berent sein? Aha! Da steht ja noch etwas hinterher . . . die Hauptstadt des kassubischen Schottland . . . das wird wohl gemeint worden sein, als ich den Namen auffing . . . aber das kassubische Schottland . . .

davon habe ich ja in meinem ganzen Leben noch nichts gehört."

Ja! es gibt viele Dinge zwischen Himmel und Erden, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen ließ.

Wenn man ganz offen und ungescheut von einer sächsischen, fränkischen und sogar märkischen Schweiz sprechen darf, so liegt erheblich weniger Ironie darin, wenn man auch von einem kassubischen Schottland redet. —

Wenn der Sommer kommt, wissen viele Menschen immer nicht, wohin sie reisen sollen, und wenn sie durchaus weit wollen, haben sie auch gewissermaßen recht. —

Wohin geht's denn gewöhnlich? — Nach dem großen Hôtel, das sich „die Schweiz" nennt, nach Thüringen, dem Schwarzwald, den Rhein hinunter und in die Nord- und Ostseebäder ... damit sind wir so ziemlich fertig. —

Bei bescheidenen Mitteln fährt man auch wohl nach dem Harz, und bei noch bescheideneren nach Pankow und Schönhausen, wo es eigentlich auch gar nicht zu verachten ist. —

Berge muß man da freilich nicht suchen ... und die sind auch nicht einmal für Jeden; aber Schatten und Behaglichkeit hat man die Hülle und Fülle.

Manche Menschen denken aber: wenn es nicht weit ist, dann ist es gar nichts; ebenso wie Viele dem Grundsatz huldigen: wenn es nicht theuer ist, dann ist es schlecht.

„Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimath besitzen,“ leitet Theodor Fontane seine „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ ein, und er hat nur zu recht mit diesem Ausspruch.

In der schottischen Grafschaft Kinroß, auf einer kleinen Insel des Loch-Leven, die ein altes Douglas-Schloß trägt, dessen noch erhaltener Rundthurm Maria Stuart zum Gefängniß diente, wanderten Theodor Fontane's Gedanken unwillkürlich nach einem andern Schlosse, an einem andern See, an den sich ebenfalls historische Erinnerungen knüpfen ... nach Rheinsberg, in unserer guten, sandigen Mark Brandenburg. —

„Was ist ihm Hekuba?“ sagte Prinz Hamlet, als ihm der alte Schauspieler seine Rede vom Priamus vorgesprochen ... und wir können jene Worte ummodeln in: Was ist uns Maria Stuart?

Ich dächte, erst müßten doch unsere vaterländischen Erinnerungen kommen und nachher alles Andere.

Es ist eine traurige Wahrheit, daß es nicht wenige Reisende gibt, die eher im Loch-Leven-Castle waren, als in Rheinsberg und Königs-Wusterhausen, die eher das Schlachtfeld von Sherra-Muir durchschritten, als die ruhmwürdigen Stätten von Zorndorf und Leuthen.

Ich selbst muß zu meiner Schande gestehen, daß ich eher am Sarge Napoleon's I. gestanden, als am Grabe Friedrich's des Großen, und daß ich eher die Räume von Holyrood- und Gripsholm durchwandert, als die des Potsdamer Stadtschlosses.

Weshalb immer in die Ferne schweifen, wo das Schöne oft so nahe liegt? Und wenn es durchaus Schweiz sein soll, weshalb also nicht die heimischen, deutschen, die märkische, fränkische und sächsische?

Und wenn es durchaus Schottland sein soll, weshalb nicht auch das kassubische; damit doch das Geld im lieben Vaterlande bleibt?

Und hübsch ist es da auch, wer sich nur die Mühe geben wollte, sich davon zu überzeugen; aber das thut eben Niemand.

Wer weiß denn überhaupt etwas vom kassubischen Hochland, als einige Lehrer der Geographie, die es ihre Schüler so oberflächlich

lehren, damit es recht bald wieder vergessen wird.

Die Strecke, die wir meinen, und auf deren Terrain ein Theil unserer Geschichte sich abwickeln wird, umfaßt circa 85 Quadratmeilen, die Kreise Neustadt, Karthaus, Berent, und streckt sich nach Hinterpommern hinein bis zu dem schönen Bütow hin. —

Von der Kultur ist jene Gegend allerdings noch nicht sehr beleckt; aber anstatt deren findet der zufällig dorthin kommende Reisende eine nie geahnte und überraschende Romantik.

Da gibt es durch tiefe Schluchten zerrissene Hügelreihen, die sich nicht selten zu steilen und kegelförmigen Höhen erheben und eine Aussicht gewähren, die selbst ein verwöhnter Blick schön finden muß. Mächtige Granitblöcke liegen umhergestreut, wüstes Geröll und Felsentrümmer ziehen sich meilenweit über unfruchtbares Land, und jähe Abstürze senken sich in dunkle, geheimnißvolle Wasser.

Wer die Radaunen-Seen sah, wird unwillkürlich an den hochberühmten Loch-Katrine, Loch-Awe und Loch-Scawaiq denken müssen; dieselben kahlen Felsen, dieselbe öde Gegend, dieselbe tiefe Stille und Melancholie. Das Klima ist in

dieser Gegend ebenfalls kalt und rauh wie in Schottland; der Schnee verschwindet meist erst Ende April und bleibt häufig schon Anfang Oktober liegen; die aus den zahllosen Brüchen, Mooren und Wasserbecken aufsteigenden Nebel bewirken große Abkühlung der Luft, und starke Nachtfröste stören oft im Frühjahr das Wachsthum der Pflanzen.

Das eigentliche Hochland hat nur drei kleine Städte: Neustadt, Schöneck und Berent, welches letztere, wie bereits gesagt, als die Hauptstadt des sogenannten kassubischen Schottlands betrachtet wird. Sie liegt an dem Flüßchen Ferse, das man nur selten auf Karten verzeichnet sieht, und hat ungefähr 4000 größtentheis deutsche Einwohner.

In unserem ganzen schönen Vaterlande dürfte, Inseln, Halbinseln und Landzungen ausgenommen, kaum eine Stadt einsamer, öder und verlassener liegen, wie eben Berent.

Weder von einer Eisenbahn noch von einer Chaussee berührt, hat es bis Karthaus vier und eine halbe, bis Schöneck vier dreiviertel, bis Alt-Kischau fünf, bis Bütow fünf und eine halbe, und bis Kossabude gar sieben Meilen; aber was für Weg! im Herbst und Winter oft

gar nicht zu passiren, und im trockenen Sommer nur dergestalt, daß man auf die Meile gute zwei Stunden rechnen muß.

Aus dem eben gesagten geht hervor, daß die Bewohner von Berent ihre Stadt nur sehr selten verließen und daß es sogar Viele gab, die das Weichbild derselben niemals überschritten hatten.

Vom Hause auf's Feld, und vom Felde wieder in's Haus, oder von der Arbeit in's Bett, und vom Bett wieder an die Arbeit ... so vergeht ein Leben, daß weiter keinen Zweck hatte, als daß man gelebt. In die Erde gescharrt und vergessen ... wenigstens für diese Welt ...

„Ob dann der Mai aus uns'rer stillen Gruft,
Uns auch, wenn's Zeit, zu Licht und Leben ruft? —
Bist Du dann auch ... und Du ... und Du dabei? —
Ich glaub's! Und zweifl' ich — Blümlein steht mir bei! —

Man sagt immer: Was man nicht kennt, entbehrt man nicht. — Sollte das wohl so ganz wahr sein, oder sollte der Satz lügen, wie so viele schönklingende Aussprüche es thun, denen man glaubt, ohne darüber nachzudenken.

Was man nicht kennt, soll man auch nicht entbehren? Entbehrt der Arme nicht des Wohl-

stands Behaglichkeit, und der Frierende nicht die Wärme?

Fühlt die Jungfrau nicht ein Sehnen, ohne zu wissen, wonach? — Und würde sie dieses Sehnen nicht auch empfinden, wenn sie nie eines Mannes Bild geschaut? Ganz gewiß; denn die Stimme der Natur läßt sich nicht unterdrücken, und wenn man ihre Worte auch nicht versteht, so fühlt man dennoch deren Sinn.

Der gemeine Mann ist mit dem Leben ganz zufrieden, das ihn an seine kleine Scholle fesselt; wenn sie ihn eben nur ernährt, das ist die Hauptsache; der wird also in Berent geboren; der Handwerker, namentlich der Conditor und Schuhmacher bereist die umliegenden Märkte, vielleicht sogar bis Danzig hin, und der wohlhabendere und reiche Geschäftsmann kommt auch nicht viel weiter. Er ist faul geworden im Drehstuhl des Lebens und hat die Energie eingebüßt zu jedem mehr oder weniger kräftigen Entschluß.

In ganz Berent gab es nur vier Menschen, die in Berlin gewesen waren; der Bürgermeister Senftenberg mit Frau Gemahlin und der Rathsherr Topper mit Frau Gemahlin; das war aber auch schon lange her . . . als sie ihre

Hochzeitsreise machten ... und jetzt hatten sie bereits erwachsene Kinder ... Söhne, die längst das väterliche Haus verlassen, und Töchter, die darauf warteten, es zu thun. —

Mit den Mädchen in kleinen Städten ist das ähnlich, wie mit den Prinzessinnen. Sie haben ebenfalls nur eine sehr beschränkte Auswahl und müssen schließlich den nehmen, der ihnen von den Eltern vorgeschlagen wird. Fremde kommen ja nicht dorthin, und der Einheimischen giebt es nur wenige aus derselben Kaste. —

Wen sollte zum Beispiel die Tochter vom Herrn Bürgermeister heirathen, wenn sie sich nicht fortwerfen wollte?

Es blieb ihr keine andere Wahl, als zwischen dem Sohn vom Apotheker und dem Sohn vom reichen Maurermeister Kluft ... die Wahl war aber eine der schwierigsten, die es jemals gegeben, weil die beiden jungen Leute sie nicht wollten.

Mit der Tochter vom Rathsherrn Topper war es beinahe ebenso. —

Sie wollte auch Einen; aber der wollte sie gleichfalls nicht. —

Das ist das gewöhnliche Unglück der Kleinstädterinnen und der Prinzessinnen.

Habermann war auch nicht in Berlin gewesen, obwohl er für den reichsten Mann in Berent galt, und Niemand empfand das bitterer als seine Frau.

Das war auch schrecklich, fortwährend anzuhören, wie die Bürgermeisterin und die Rathsherrin im Beisein Anderer nichts weiter sprachen, als wie sie in ihren Flitterwochen in Berlin gewesen und wie über alle Beschreibung schön es dort sei.

„Was willst Du, Kind?" sagte gewöhnlich ihr Herr Gemahl, wenn sie ihren Wunsch äußerte, die Hauptstadt auch einmal zu sehen ... „unsere Flitterwochen sind ja längst vorbei, und was sollen wir nun noch da?"

Und dann ließ er sich auf nichts weiter ein, sondern ging an seine Geschäfte, obgleich er eigentlich gar keine mehr hatte.

Früher war er Holzhändler gewesen, und jetzt, da er sich im Lauf der Jahre reich gekrämert, vermittelte er nur noch Werthpapierkäufe und Verkäufe für sich und die wenigen Leute im Städtchen, die soviel zu erübrigen vermochten.

Das machte die Frau unglücklich.

Ja, wenn die beiden anderen Weiber nicht

gewesen wären, die ihr fortwährend den Mund wässrig machten und sie Tantalusqualen empfinden ließen . . . ja, dann wäre ihr der Wunsch vielleicht gar nicht in die Seele gekommen . . . aber so ließ es ihr gar keine Ruhe mehr bei Tag und Nacht.

Sie wurde neidisch, und der Neid ist eine der häßlichsten Todsünden.

In diesem Fall wurde er allerdings gemildert durch den Umstand, daß er sich nicht auf Gold und Geldeswerth und nicht auf etwas gegenwärtiges, sondern auf etwas bereits längst vergangenes richtete, und so schrumpfte die Todsünde eigentlich mehr zur fixen Idee zusammen.

Sie wollte auch mitreden können bei den Kaffeegesellschaften und nicht immer dasitzen wie eine Pute (sans comparaison) und verlegen auf ihren Strickstrumpf niederblicken.

Aber mit dem Habermann war so gar nichts anzufangen. —

Ach! sie fühlte sich doch recht unglücklich und ward es mit jedem Tage mehr.

Und Mariechen, ihr Töchterchen, wurde auch schon ganz schwermüthig, wenn sie den

Jammer ihrer lieben Mama ansah ... und dazu noch ihr eigenes Mißgeschick. —

Lange auszuhalten war das unter keinen Umständen mehr.

---

2. Kapitel.

Ein Damenkaffee.

Siehst Du dort die Wolken eilen?
Ach, mit ihnen zög' ich gern;
Soll ich denn allein hier weilen,
Wenn das Liebste mir so fern?

Lied.

Bei der Frau Bürgermeister Senftenberg sollte heute Damenkaffee sein.

Die Magd war eben mit der heißen Ofenschippe durch die beiden Zimmer gegangen und hatte soviel Räncherpulver darauf gestreut, daß die Luft ganz blau geworden war und der Geruch betäubend auf die Nerven fiel.

In Berent wurde eben noch den alten Principien gehuldigt: viel mußte es sein, sonst half es nicht und sonst war es nicht elegant.

Die Einrichtung war auch noch im Geschmack vom Anfange dieses Jahrhunderts, von dem der Großstädter höchstens noch in Trödelläden und auf Bodenkammern vereinzelte Spuren findet. Manchmal sieht man auch mitten in einer eleganten Einrichtung noch solch' altes Stück prangen, wie ein Heiligthum aus längst vergangener Zeit, eine alte Uhr mit Säulen und Blechbeschlag, oder eine seltsam gebogene Kommode von gefasertem Eichenholz.

Der Fremde zuckt die Achseln darüber, wenn er es ansieht, ebenso wie er gleichgiltig über ein Grab schreitet, das für Andere heilige Erinnerungen birgt.

Auf dem Lande und in kleinen Städten bekommt nicht jedes junge Paar eine neue Einrichtung, sondern die alte, solide, die die Großeltern erhielten, muß drei bis vier Generationen dienen.

Das waren noch die kleinen, harten Sofa's für zwei Personen, die ausgeblichenen Polstersessel, die glatten Holzrahmspiegel, die gebogenen Tischfüße und die schweren, dunklen Spinde, wie sie heutzutage gar nicht mehr gemacht werden.

Die Frau Bürgermeister Senftenberg stand an dem runden Tisch vor dem Sopha und schob

die goldgeränderten, bemalten Tassen zurecht, während ihre Tochter Gertrude sich vor dem Spiegel drehte, um den Sitz ihres neuen Kleides zu prüfen.

Die Mutter war eine große, imposante Figur, und die Tochter zeigte bereits Anlagen, es dereinst werden zu wollen.

Wenn die Mütter die Töchter ansehen, denken sie stillseufzend an ihre Jugendzeit, und wenn die Töchter ihre Mütter ansehen, denken sie, noch schwerer seufzend, an ihr Alter. Zwischen beiden Existenzen liegt die Blüthe des Lebens; die Eine hat sie genossen, die Andere strebt ihr entgegen.

Da schlug die alte blechbepflasterte Säulenuhr langsam und tonlos vier.

„Jetzt werden sie gleich kommen," sagte die Mama mit etwas männlichem Ton; „hole die silberne Zuckerdose und den Napfkuchen, Trudelchen."

„Jawohl, liebe Mama."

Damit wandte sie sich, drückte einen besonders bevorzugten Theil noch mehr heraus, warf noch einen Blick in den Spiegel zurück und lief dann hinaus, um bald darauf mit dem Verlangten wiederzukommen.

„Haben die Fliegen auch nicht wieder ...“ begann die Mutter einen Satz, den die Tochter nicht zu Ende kommen ließ.

„Ach ... blos ein ganz klein wenig, liebe Mama,“ unterbrach sie die Letztere, indem sie zwei Stücke auf die andere Seite legte ... „grade auf die beiden größten ... die nimmt sich natürlich wieder die Frau Rathsherr Topper ... die alte schmähsüchtige Person ...“

„Mit ihrem vierundzwanzigjährigen Töchterchen, das den Backfisch spielt und noch Strichhöschen trägt,“ fügte die Mutter hinzu.

In dem Moment öffnete sich die Thür, und die beiden Genannten traten in's Zimmer.

Erst kam die Mama, die mit ihren neugierigen Augen gleich die ganze Situation auffaßte, und hinterher das Töchterchen, mit einem Gesicht wie ein Bratapfel, und einer Miene, als wenn sie vor Freude aus der Haut fahren wollte.

Zuerst eilten die beiden Mütter aufeinander zu und dann die beiden Töchter.

„Ach, meine liebe Frau Rathsherr; wie schön, daß sie so zeitig kommen ... ich habe mich so nach Ihnen gesehnt ...“

„Ach, Sie sind wirklich zu freundlich, meine theure Frau Bürgermeister ...“

Dann folgte die Umarmung und der doppelte Judaskuß.

Die beiden Mädchen hatten sich nun ebenfalls bei den Händen und hüpften aneinander empor, wie man dies so häufig beobachten kann.

Sie waren noch im besten Zuge damit, als die Thür aufging und zwei andere Damen eintraten, Frau Habermann mit ihrer Tochter Marie, die im vertrauten Umgang Mieze genannt wurde.

Frau Habermann hatte ein etwas blödes Auge, glattes, blondes Haar, eine gebogene Nase und in der Miene den Ausdruck von Dummheit mit Eitelkeit gepaart.

Sie trug ein Seidenkleid von solcher Schwere, daß es bei jedem Schritt ballerte wie ein Schurzfell, und von dem Gürtel herab hing an schwerer Erbsenkette eine große, goldene Uhr, ringsherum mit strahlenden Brillanten besetzt. Es war ein altes Familienstück von großem Werth, auf das Frau Habermann sehr stolz war und mit dem sie anderen Ueberhebungen die Wage hielt.

Als die beiden anderen Frauen die große

Uhr zu Gesicht bekamen, verzogen sie erst spöttisch die Oberlippe, dann gingen sie aber der Neuangekommenen mit überströmender Freundlichkeit entgegen und wechselten mit ihr einen herzlichen Wangenkuß.

Das Töchterchen hüpfte währenddessen den beiden anderen Töchterchen entgegen und dann hüpften alle Drei aneinander empor und hatten sich bei den Händen, als wenn sie Ringelringelrosenkranz tanzen wollten.

Die kleine Gesellschaft war nun vollzählig, und die Frau Bürgermeister nöthigte zum Platznehmen.

Die beiden anderen Mütter kamen auf das schmale Sofa, und die Uebrigen setzten sich unter vielem Kichern und Umständlichkeiten aller Art auf die harten Polsterstühle.

Gleich darauf brachte das Mädchen die gewaltige Kaffeekanne, bei deren Anblick die Mienen der Damen sich erheiterten, als wenn zu Herren eine Bowle getragen wird.

Die Wirthin schänkte die Tassen voll und ließ dann Zuckerdose und Kuchenteller herumgehen.

Die Frau Rathsherr Topper suchte erst eine Weile mit den Augen umher und nahm sich

dann die beiden größten mit den Fliegenflecken.

Trudelchen warf ihrer Mama einen verstohlenen Blick zu.

„Aber, Malchen, wie sitzt Du denn?“ sagte die Rathsherrin mit freundlichem Mißbilligen zu ihrer dicken, vierundzwanzigjährigen Tochter, die noch den Backfisch spielen mußte.

Die Kleine machte ein unbefangen lächelndes Gesicht und zog sich das kurze Röckchen über die dicken Kniee.

„Malchen ist recht gewachsen, seit ich sie das letztemal gesehen,“ meinte die Bürgermeisterin, indem sie dem Kinde freundlich zunickte.

„Sie soll auch nun bald in Pension,“ meinte die Mama, ein steifes Genick machend und mit der Nase ziehend.

„So! — Wohin denken Sie denn das Kind zu geben?“

„Wahrscheinlich nach Berlin . . . da werden die jungen Mädchen doch am besten erzogen . . .“

Frau Habermann begann sich zu ärgern und warf ihrer Tochter einen bedeutungsvollen Blick zu.

„Mama! was ist denn die Uhr?“ fragte diese sogleich infolge ihrer Instruktion.

Aller Augen wandten sich nun dorthin, und die Betreffende wuchtete nun an der dicken Erbskette die große Uhr, die beim Sitzen noch tiefer gerutscht war, empor und hielt sie sich vor die Augen.

„Recht niedliche Uhr,“ sagte die Rathsherr Topper mit nachlässigem Ton; „ein Geschenk vom lieben Mann?“

„Ich habe sie von meiner Mutter geerbt . . . sie ist schon dreihundert Jahr in unserer Familie, und ich trage sie täglich . . .“

„So? ich hatte sie noch gar nicht bemerkt . . . .“

Frau Habermann ärgerte sich, und das Töchterchen schob auch die Unterlippe vor.

Mieze war ein ganz niedliches Mädchen mit neugierigen Augen und einer Stuppsnase.

Durch besondere geistige Eigenschaften zeichnete sie sich aber nicht aus, und an Kenntnissen und Lebenserfahrung gebrach es ihr gänzlich.

„Aber Malchen, wie sitzt Du denn wieder?“ scholl da wieder eine Stimme vom Sofa her.

Das dicke Kind, das mit den Beinen gebammelt hatte, zerrte abermals das kurze Röckchen herunter und machte ihr gewöhnlich unbefangenes Gesicht dazu.

„Gott! das ist noch die liebe Unschuld,“ bemerkte mit zärtlich süßem Lächeln die beglückte Mutter.

„Wenn sie nach Berlin kommt, wird sie doch wohl etwas längere Röcke haben müssen,“ bemerkte die Bürgermeisterin.

„Oh ... meinen Sie? ... weshalb denn?“

„Nun ...“ machte die Erstere, einen bedeutungsvollen Blick auf die Kinder werfend, die sofort längere Hälse und hellere Augen machten.

„Aber, ich verstehe in der That nicht,“ fuhr die betreffende Mutter fort, indem sie ebenso die Unschuldige zu spielen suchte, wie die dicke Tochter.

„Mein Gott! ... es wird doch danach gesehen ...“

„A ... ach!“ machte die Rathsherr Topper mit schamhaftem Augenverdrehen ... „bei solchem kleinen Mädchen ...“

Die Tassen wurden jetzt von neuem gefüllt, und zu Zucker und Kuchen genöthigt.

Himmel! welche Ziererei dabei!

Wie oft muß das angeboten werden, ehe man es nimmt, und wenn man sich endlich überreden ließ, dann wird das Stückchen mit zwei weißen Fingerchen so vorsichtig und beinahe

furchtsam angefaßt, als wenn es mit einer Sprengladung versehen wäre und man eine Explosion befürchtete.

Und wie zimperlich es dann auch in den Mund gesteckt und ein Eckchen davon abgebissen wird, während man bei sich zu Hause ganz anders hineinzubeißen pflegt.

Ja, zu Hause ist die Frau auch immer anders als außer dem Hause. . . . Soll man „leider" dazu sagen, oder „Gott sei Dank!? . . ." bald so . . . bald so. —

Die jungen Mädchen haben Augen und Ohren stets anderswo als bei der Sache; sie dürfen noch nicht mitsprechen, aber sie hören dafür desto mehr; daher kommt es eben auch, daß sie weit mehr wissen, als man ihnen in der Regel zutraut.

Das dicke Malchen ist durch die verschämte Bemerkung der Frau Bürgermeister dermaßen erregt worden, daß sie das bereits eingestippte Stück Streußelkuchen so lange in der Luft hält, bis das unterste Ende sich davon ablöst und in die volle Tasse zurückklatscht, daß der Kaffee ihr beinahe bis an die Nase spritzt.

„Ach Gott!" sagt sie, indem sie lächelnd auf das Unglück hinabschaut.

„In der Pension wird sie schon andere Manieren lernen," kokettirt die Mama mit der Sprache ... „wer nicht in Berlin gewesen ist, weiß sich nicht zu benehmen ..."

„Ich habe Lust, mein Trudelchen auch noch hinzubringen," meint die Bürgermeisterin ... „sie hat auch noch gar keine rechte Haltung ..."

Frau Habermann wirft ihrem Kinde einen bedeutungsvollen Blick zu, der von einer ergänzenden Geste begleitet ist, die man ebenfalls auf jedem Damenkaffee beobachten kann.

Sofort reckt sich die etwas zusammengesunkene Mieze auf ihrem Stuhl empor und nimmt die Schultern zurück, um einen andern Theil desto mehr hervortreten zu lassen.

Die dicke Rathsherrntochter, die es gesehen, macht instinktmäßig die Bewegung nach, obgleich es bei ihr gar nicht nöthig ist ... man könnte beinahe sagen, im Gegentheil.

Die Mutter, die der letzteren Ansicht ist, wirft ihr deshalb auch einen mißbilligenden Blick zu.

„Ich sage es auch," beginnt die Frau Rathsherr Topper wieder ... „man braucht gar nicht einmal in Berlin erzogen, man braucht nur

eine Zeitlang dort gewesen zu sein und das Leben beobachtet haben, um einen feineren Schliff mit nach Hause zu nehmen ..."

„Versteht sich," stimmt die Bürgermeisterin bei ... „man merkt es sofort in dem ganzen Benehmen ..."

Und dabei wirft sie der Frau Habermann einen spöttischen Seitenblick zu.

„Wer sich nie in der Residenz bewegt hat," setzt Frau Topper hinzu, „kann nicht den Mund aufthun, ohne sich eine Blöße zu geben ..."

„Sitzt in allen Gesellschaften und spricht nicht ein Wort ..."

Die Dame, die von allen diesen Sticheleien betroffen ist, wird puterroth vor Aerger und sieht ihre Tochter bedeutungsvoll an.

Diese will eben den Mund öffnen, um die bekannte Frage an sie zu richten, als die boshafte Topper ihr zuvorkommt.

„Ach ... was ist denn wohl schon die Uhr?" fragt sie, sich an die Betreffende wendend.

Dieser kommen beinahe die Thränen in die Augen vor Zorn; aber die Frau Rathsherr läßt sich dadurch nicht abhalten, zieht an der dicken Erbskette die große Uhr aus ihrer Ver-

senkung empor und hält sie dann dicht vor das Auge.

„Sehr niedlich!“ sagt sie ... „mit welcher Vollkommenheit man doch jetzt die böhmischen Steine schleift.“

Damit läßt sie die Uhr wieder in ihr Versteck zurückfallen.

„Noch ein Täßchen gefällig, liebe Habermann?“ fragt die Bürgermeisterin mit lieblicher Geberde.

„Danke ... danke verbindlich!“ entgegnete die Angeredete empfindlich.

„Aber Sie, liebes Mariechen ... nicht wahr?“

„Ich danke auch verbindlich,“ betet das Mädchen ihrer Mama nach.

Dann nimmt sie aus Verlegenheit die Hand des dicken Malchen und spielt damit.

Das ist auch eine Eigenthümlichkeit der jungen Mädchen, daß sie sich immer bei der Hand haben müssen.

Darauf nahm die Unterhaltung wieder ihren Gang.

„Wenn man auch leider verdammt ist, nachher sein Leben in einer kleinen Stadt zuzubringen,“ begann die Bürgermeisterin, „so hat

man doch seine Erinnerungen, von denen man zehren kann, nicht wahr, liebe Topper?"

„Gewiß, liebe Senftenberg, gewiß! Gott! diese Promenade Unter den Linden ... wenn ich daran zurückdenke! ... diese eleganten Equipagen ..."

„Die Offiziere zu Fuß und zu Pferde ..."

„Die eleganten Damen am Arm ihrer Männer ..."

„So hängend ... so nachlässig ... nicht wahr? ..."

„Ach ja! ich hing auch ... es waren unsere Flitterwochen ... Wie die Zeit vergeht! Das sind nun bald siebenzehn Jahre her ..."

„Was Sie sagen? ... Malchen wird also wirklich schon sechszehn?"

„Ja ... am achtundzwanzigsten April," sagte das vierundzwanzigjährige Kind, das die Fabel wohl selber glauben mochte.

„Da ist es allerdings Zeit, daß Sie sie in Pension bringen; denn wenn sie drei Jahre darin bleiben soll ..."

Hier unterbrach sich die Bürgermeisterin und rührte in ihrem Kaffee.

„Wie meinen Sie? ..." fragte die gute Topper.

Die Andere tuschelte ihr lächelnd etwas in's Ohr.

„Ach, gehen Sie doch ... daran denke ich ja noch gar nicht ..."

„Pst!"

„Pst!"

Die drei Mädchen schienen sich außerordentlich für das verschleierte Thema zu interessiren; aber ihrer Neugier wurde gleich wieder ein Riegel vorgeschoben.

Die jungen Mädchen hören fast nie etwas anderes als Andeutungen, die den bereits vorhandenen Appetit nur um so mehr reizen müssen.

„Und der Thiergarten," redete die Bürgermeisterin weiter, „nicht wahr, der Thiergarten ist reizend?"

„Ganz entzückend, meine Liebe ... und die Oper ... nicht wahr? — Haben Sie Mantius noch gehört?"

„Natürlich ... als Postillon ... die süße Stimme klingt mir noch im Ohr ..."

„Haben Sie Mantius auch gehört, liebe Habermann?" wendete sich die Bürgermeisterin an diese.

„Nein!" war die kurze, ärgerliche Antwort.

„O, wie schade! — Wann waren Sie denn zum letztenmal in Berlin?“

„Ich war noch gar nicht in Berlin ...“

„Sie spaßen, liebe Habermann ... das glaubt Ihnen aber doch Niemand ...“

„Gewiß nicht ... weil es Ihnen Niemand ansieht ...“

„Mama möchte gern; aber der Papa will es nicht,“ kam die blonde Marie der hart bedrängten Mutter zu Hilfe.

Aber das war nur Wasser auf der Anderen Mühle.

„Der Papa will es nicht?“ wiederholte die gute Topper mit ihrem unangenehm ironischen Lächeln ... „oh! sollten Sie so wenig Einfluß auf Ihren Gemahl haben?“

„Ja!“ meinte die Bürgermeisterin, leise aufseufzend ... „wenn die Frau älter wird, verliert sie die Macht über den Mann ...“

Die Habermann wollte bersten vor Aerger. Dies Weib, das mindestens fünf Jahre älter war als sie ... und die Andere, die ihre Tochter sechs Jahre jünger machte ... und von denen mußte man sich so etwas sagen lassen! — Das kommt aber davon, wenn man einen Mann hat, der sich für nichts interessirt ...

und am allerwenigsten für seine Frau ... und sein Kind ... das hier von Niemand gesehen wird und schließlich alte Jungfer werden kann, trotz des schönen Stück Geldes, das sie einmal bekommt ... sie hielt es aber auch nicht länger aus in diesem unglücklichen Berent ... sie mußte hinaus ... sie mußte hinaus ... und wenn ...

„Sie sind so roth, liebe Habermann," unterbrach die Bürgermeisterin diese stürmischen Betrachtungen; „Sie sollten doch etwas für ihren Teint brauchen, ehe es Kupfer wird ..."

„Ich würde Ihnen rathen, sich das Gesicht des Abends mit Eau de Lys zu waschen ..."

„Oder mit Cold-cream einzureiben ..."

„Vielleicht dürfte sogar ein Aderlaß nothwendig sein ..."

Länger hielt es aber Frau Habermann nicht aus; mit einem plötzlichen Ruck erhob sie sich vom Sofa und winkte ihrer Tochter, ebenfalls aufzustehen.

„Komm, Mieze!" sagte sie; „der Papa wartet ... wir müssen nach Hause."

„Sollte es wirklich schon so spät sein? ... haben Sie nach der Uhr gesehen?"

Dann erhoben sich die beiden andern Damen ebenfalls und waren der Scheidenden beim Auf-

setzen der Hüte und dem Umnehmen der Mäntelchen behilflich.

„Adieu, meine Liebe ... es war mir wirklich so angenehm ...“

„Ich hoffe Sie nächstens auch bei mir zu sehen, Frau Habermann ... wir haben Sie ja alle so lieb ...“

Dann gab ihr die Eine einen Kuß auf die Stirn, und die Andere einen Kuß auf die Nase, und die jungen Mädchen hüpften währenddessen wieder aneinander empor, bis Mutter und Tochter endlich unten auf der Straße angelangt waren.

Es ging im Sturmschritt nach Hause ... gesprochen wurde unterwegs kein Wort ... es war noch nicht Zeit, daß der Mund überging, wes das Herz so voll war. —

---

3. Kapitel.

Häusliche Scene.

Einer muß stets fügen sich,
Nancy, Nancy;
Soll das Du sein, oder ich,
Mein Weib Nancy? —

Robert Burns.

Als Mutter und Tochter Habermann zu Hause anlangten, stürmten sie, ohne erst abzulegen, sogleich in des Gatten und Vaters Arbeitszimmer und fanden ihn dort über seiner Zeitung eingeschlafen.

Die Mutter warf sich in den einen Polsterstuhl, und die Tochter in den andern.

Dann begann die Mutter zu schluchzen, und die Tochter schluchzte hinterher.

So sind die Frauen! Sie machen selten einen directen Angriff, sondern in den meisten Fällen eine Umgehung.

Deshalb sind sie auch so geschickte Feldherren und gefährliche Feinde.

Wenn die Frau aktiv auftreten und mit des Mannes Waffen kämpfen will, wird sie fast immer geschlagen, weil sie ihre Hauptkraft, die Weiblichkeit, dadurch verliert, während sie in der Passivität immense Vortheile besitzt.

Vor allen Dingen weint sie und lockt den Mann dadurch aus seiner Reserve in die Nähe ihres Schlupfwinkels, und dort vertheidigt sie sich mit solchem Geschick, daß es ihm sehr schwer wird, ihr beizukommen.

Sie redet kein Wort, sondern sie weint und läßt den Mann reden und sich so lange Blößen geben, bis sie aus ihrem Versteck hervorbrechen und auf die schwache Stelle wirken kann.

Zuletzt wird der Gatte nervös und gibt nach.

Habermann war aber eigentlich nicht so, weil er der Gegenparthei ihre Manöver bereits abgelernt hatte.

Trotzdem gab aber die Gegenparthei den kleinen Krieg nicht auf.

So sind die Frauen! sie besitzen eine Zähigkeit in der Opposition, die einer besseren Sache würdig wäre.

Und wie sind die Töchter? das heißt die unverheiratheten?

Sie sind die treuen Adjutanten und Schleppenträger der Mama, sie folgen ihr in allem hinterher.

Wenn die Mama in Gesellschaft geht und durch die Flügelthüren rauscht, säuselt das Töchterchen leis und bescheiden hinterher:

„Der Adjutant mit ernstem Blick dahinter.“

Wenn die Mama huldreich und siegesgewohnt um sich schaut, schlägt das Töchterlein verschämt die Augen nieder, obgleich sie eigentlich noch keine Ursache dazu hat, denn man ist zuerst in's Damenzimmer getreten.

Wenn aber nachher ein Herr sie zum Tanze führt und mit ihr dahin rast im wirbelnden Walzer, dann schlägt sie die Aeugelein auf.

Will sie dem Blick des Tänzers begegnen und ihn dadurch verhindern, daß er sich auf sie niedersenkt, oder will sie ihm offen in's Antlitz schauen, um zu beweisen, daß sie sich vor nichts zu schämen hat?

Das Töchterchen geht in allem so lange hinterher, bis es Frau geworden; dann tritt es auch in den Vordergrund, weil es nun erst seiner Kraft und Weiblichkeit bewußt geworden.

So sind die Mädchen! sie spielen so lange Adjutant, bis sie selbst zum Chef geworden. —

Die Eine lag also auf dem einen Polsterstuhl, und die Andere auf dem andern, und wenn die Erstere schluchzte, dann kam die Letztere als leiseres Echo hinterdrein.

Und ab und zu warfen Beide einen verstohlenen Blick auf den Gatten und Vater, ob der nicht bald eine Bewegung machen würde.

Er machte aber keine. Sein bereits etwas kahles Haupt war vornübergesunken, und das Lampenlicht schien auf seinen blanken Schädel, wie ein Mond auf den andern.

Vor ihm auf der Tischplatte lag die Zeitung und auf der Zeitung seine beiden dicken Arme und Hände.

Das Gesicht konnte man noch nicht sehen, aber der Ton der Stimme kündigte sich durch unregelmäßig aufeinanderfolgende Schnarchtöne an.

Wenn ein so recht ängstlicher kam, dann ruckte er etwas mit dem dicken Kopf in die Höhe, als wenn er sich selber davor erschrocken; aber bereits im nächsten Moment sank der Kürbis wieder an dem welken Stengel hinab und druselte weiter.

Jedesmal aber, wenn die Frauen das sahen, fingen sie ihr Duett wieder von neuem an.

Als es aber schließlich gar zu lange dauerte, verlor Frau Habermann die Geduld und kreischte durchdringend auf, was von dem Töchterchen mit etwas weniger Verve wiederholt wurde.

Da fuhr Habermann endlich auf und stieß mit dem Kopf an die Lampenglocke.

„Herr Gott!“ rief er ganz erschreckt; „was ist denn los?“

Anstatt Antwort zu geben, schluchzten Mutter und Tochter weiter, daß es Einem das Herz zerreißen konnte.

Habermann schob die Glocke wieder grade, verbrannte sich die Finger dabei und blickte dann mit blöden Augen auf.

Jetzt konnte man auch sein Gesicht sehen. Es war dick und glattrasirt; die Nase zeigte Anlage zum Fettwerden, die Backen hatten etwas hängendes, die Ohren etwas abstehendes, und die Lippen etwas wulstiges.

Das Auge war hellblau, und die Brauen dunkler und stärker als das blonde, tonsurähnliche Haupthaar.

„Herr Gott! was ist denn los?“ wiederholte er, noch immer etwas bewildert und unorientirt.

Anstatt Antwort zu geben, schluchzten die Frauen abermals weiter.

Habermann erhob jetzt seine kleine, angeränzelte Gestalt aus dem bequemen Polsterstuhl und machte einige Schritte in's Zimmer.

Da fielen seine Blicke zuerst auf die Gattin, der der Hut vom Hinterkopf gerutscht war und an seinem Bande über die Rücklehne des Polsterstuhls herabhing.

„Allmächtiger! sie hat sich das Genick abgestürzt!“ rief der geängstigte Ehemann; „Natalie! Natalie!“

Und damit war er nähergetreten und hatte den Hut ergriffen, den er für ihren Kopf gehalten.

„Gott sei gelobt!“ stöhnte er, ihr denselben wieder aufstülpend; „ich dachte wirklich, sie hätte sich den Hals abgeschnitten!“

Dann schüttelte er sie am Arm.

„Natalie! — Was ist Dir denn, Natalie? — Was fehlt Dir denn, Natalie? — So antworte doch, Natalie! ... Ich ängstige mich ja, Natalie!“

Natalie schluchzte aber immer krampfhafter fort, und das Töchterlein schluchzte auf der andern Seite ein wenig abgeschwächter hinterher.

„Mieze!“ rief der gemeinschaftliche Gatte und Vater; „Mieze! — Bist Du denn auch da? — Was ist Euch denn? ... so antwortet doch!“

Mit diesen Worten ging er zu seinem Kinde hinüber und stülpte ihr ebenfalls den hintenübergefallenen Hut wieder auf den Kopf.

Das Duett wurde jetzt immer krampfhafter, beängstigender.

Habermann trat wieder zu seiner Frau zurück.

„Natalie! — so rede doch! — Natalie! .. hörst Du denn nicht? — Mieze! — willst Du wohl gleich antworten! — Willst Du wohl gleich antworten, Mieze! — Wenn Ihr weinen könnt, dann müßt Ihr doch auch reden können. — Thut Euch was weh? — Soll ich zum Doctor schicken? — Wollt Ihr wohl gleich antworten, in's Teufels Namen!“

Er wartete ein bischen, aber es kam nichts.

„Wenn ich blos wüßte, was ich dabei anfangen sollte!“ reflectirte Habermannn, der schon im höchsten Grade nervös war und einen ganz rothen Kopf bekommen hatte; „ich möchte die Hanne rufen, aber was soll die am Ende auch mit ihnen machen? Frauenzimmer wissen

mit Frauenzimmern allerdings immer am besten Bescheid ... ich will die Hanne rufen, dann habe ich doch wenigstens einen Beistand ..."

Er hatte jedoch kein halbes Dutzend Schritte gemacht, als Frau Natalie, die seine Absicht gemerkt, noch weit heftiger und durchdringender aufkreischte, dann die Beine streckte und dalag wie eine Todte.

Das Töchterchen wiederholte den Schrei, streckte dann ebenfalls die Beinchen und lag auch wie eine Todte.

„Da haben wir die Geschichte!" dachte Habermann, den Kopf verlierend; „nun haben sie alle Beide den Starrkrampf ... wenn ich ihnen Eau-de-Cologne in's Gesicht sprengte! ... oder wenn ich sie an etwas riechen ließe ... wenn ich nur wüßte an was! ... Ich möchte flüchtiges Salz aus der Apotheke holen lassen, aber bis dahin können sie schon todt sein ... mit solchen Geschichten ist nicht zu spaßen ... Himmel! was fange ich an? Himmel! was fange ich an?" —

Da fiel ihm seine silberne Schnupftabacksdose in die Augen, die auf dem Schreibtisch neben der Zeitung stand.

Schnell wie der Wind eilte er auf sie zu, nahm eine ganze Portion Taback zwischen

Daumen und Zeigefinger und stopfte sie seiner Frau in die Nase.

Dann holte er eine ähnliche Priese heraus und praktisirte sie seinem Töchterlein in das Näschen.

In dem Moment, als er sich nun wieder zur Gattin wenden wollte, erscholl eine doppelte Detonation ... und dann noch eine ... und dann noch eine ... und so fort, als wenn es gar kein Ende nehmen wollte.

Habermann machte ein halb ängstliches, halb heiteres Gesicht, wie wenn er nicht wüßte, ob er sich darüber beunruhigen oder freuen sollte.

Endlich hörte das Niesen auf, und die beiden Weibsen saßen ganz erschöpft von der gehabten Anstrengung.

„Na, Gott sei Dank! daß Ihr wieder aufgelebt seid!“ sagte der Gemahl, indem er ebenfalls eine Priese nahm; „das war ja eine ganz furchtbare Geschichte. — Nun sprecht aber endlich! — Ist Euch 'was zugestoßen? — Hat Euch Jemand etwas gethan? — Habt Ihr etwas gegessen oder getrunken, das Euch nicht bekommen ist? — Soll ich die Hanne zum Doctor schicken?“

„Ach! ich bin so furchtbar unglücklich!“

sagte da die Frau Gemahlin, indem sie noch immer leise nachschluchzte.

„Unglücklich bist Du?“ wiederholte Habermann; „weshalb bist Du denn unglücklich?“

„Ach! ich bin auch so unglücklich!“ kam das Töchterchen als Echo hinterdrein.

„Du bist auch unglücklich? — Na, was fehlt Euch denn aber? — Werde ich es nun endlich zu wissen bekommen? — Dabei wird man ja selber unglücklich! — Ich habe schon Kopfschmerzen ... das ist ja gar nicht auszuhalten mit Euch!“

„Ach, mein Gott, was bin ich unglücklich!“ fuhr die Frau Gemahlin mit herzzerreißendem Tone fort.

„Ach, mein Gott, was bin ich ...“ setzte das Töchterchen ein, aber der Vater ließ sie nicht zu Ende kommen.

„Willst Du wohl gleich ruhig sein!“ brauste er auf; „untersteh' Dich! — Keinen Mucks mehr ... oder Du kriegst nichts zu Deinem Geburtstag!“

Die Eine hatte er damit still; aber die Andere ließ sich nicht so leicht von ihm einschüchtern.

„Ich muß mir die Augen aus dem Kopf

schämen ... ich kann mich nicht mehr auf der Straße sehen lassen!" klagte Natalie, daß es einen Stein hätte erbarmen können.

„Nanu!" machte der Gemahl ... „was hast Du denn verbrochen? — Rede! — Thu' den Mund auf! — Was hast Du Dir denn zu Schulden kommen lassen ... wie? — Ich will doch nicht hoffen ..."

„Mann! — Habermann!" unterbrach ihn die Frau ... „und daran bist Du Schuld ... kein Anderer als Du ..."

Des Gatten Gesicht wurde immer merkwürdiger.

„Was?" sagte er; „ich soll daran Schuld sein? ... Höre 'mal! ... ich dächte doch ..."

Dann wurde er aber plötzlich sehr böse.

„Weißt Du ... das verbitte ich mir, Natalie!" rief er aus ... „mit solchen Geschichten komme mir nicht, sonst ist unsere Freundschaft zu Ende ... jetzt beichte aber ... beichte alles, oder ..."

Plötzlich besann er sich aber und sah sich nach seiner Tochter um.

„Geh' mal 'raus, Mieze," sagte er streng; „nähe mir 'mal 'nen neuen Hängsel an meinen Ueberzieher."

Das Mädchen zögerte noch, als die Mama es jetzt für gut befand, einen anderen Ton anzuschlagen.

„Ich habe mich bei Bürgermeisters wieder so schämen müssen," lenkte sie zur Weichheit über ... „sie sind alle in Berlin gewesen, blos ich nicht."

„Aha!" machte Habermann mit besänftigtem Ton; „also wieder die alte Geschichte ... das kennen wir schon ... und Du kennst ebenso meine Ansicht darüber."

Damit setzte er sich an den Tisch und begann in der Zeitung zu lesen.

„Mann! — Habermann!" sagte die Frau, nachdem sie eine Weile gewartet.

„Was willst Du denn, Natalie?"

„Thue ich Dir denn gar nicht ein bischen leid?"

„Gewiß thust Du mir leid ... furchtbar thust Du mir leid."

„Nun siehst Du wohl! — Weshalb fährst Du denn da nicht mit mir nach Berlin?"

„Weil ich keine Lust habe! — Weil es dann in der ganzen Stadt heißen würde: Aha! nun hat er doch endlich nachgegeben ... nun hat sie ihren Willen doch durchgesetzt, damit sie

in Gesellschaft auch 'mal den Mund aufmachen kann ..."

„Und ist das nicht ein sehr verzeihlicher Wunsch?"

„Nein!"

„Wie? ... und weshalb denn nicht?"

„Weil Du ihn nachher doch nicht aufmachen würdest ... Du hast einmal keinen Sprechanismus ... Du kannst die sieben Wunder der Welt sehen und weißt nachher doch nichts davon zu erzählen."

„Das ist Deine ewige beleidigende Aeußerung ... warum soll ich denn nicht ebenso gut über Berlin sprechen können, als die anderen Damen?"

„Aus dem einfachen Grunde, weil Du es nicht kannst ... und deshalb thust Du mir eben leid ... und weil Du Dir das so zu Herzen nimmst, deshalb thust Du mir noch mehr leid ..."

Die Frau nahm ihre Zuflucht wieder zu den Thränen, und das Töchterchen holte auch ihr Taschentuch wieder hervor.

„Alle gebildeten Menschen sind in Berlin gewesen ..." schluchzte die Mama.

Habermann winkte ablehnend mit der Hand.

„Ich bin auch nicht in Berlin gewesen," sagte er; „und ich bin auch ein gebildeter Mensch."

„Und unsere arme Mieze! ... das unglückliche Kind hat gar nichts von ihrem jungen Leben."

„So!" fuhr der Herr Gemahl auf; „möchtest Du die vielleicht auch nach Berlin mitnehmen?"

„Nun gewiß! — Das ist ja beinahe der Hauptgrund ..."

„In dieses Sodom! ... in dieses Gomorrha?"

Die Frau warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu, und Habermann bekam einen kleinen Schreck.

„Mieze! — Weißt Du, was Sodom und Gomorrha ist?" wandte er sich dann an sein Töchterchen.

„Nein, Papa!" antwortete dieses mit weinerlicher Stimme.

„Na, siehst Du wohl?" sagte der Vater zu seiner Frau ... „diese Unschuld! ... Die muß ihr aber eben erhalten bleiben ... und die erhält sich am besten hier in unserem stillen Berent."

„Ach, das sind ja blos Vorwände," bemerkte

Natalie ... „die Frau Bürgermeister und die Rathsherr Topper sind auch in Berlin gewesen, und es hat ihnen nichts geschadet ..."

„Erstens kannst Du das doch gar nicht wissen," unterbrach sie der Gemahl; „und zweitens sind seitdem die Zeiten anders geworden. Damals war Berlin noch eine gute, tugendhafte Stadt, während es jetzt ein Sündenpfuhl geworden ist ..."

„Aber, Mann!"

„Eine Mördergrube!"

„Habermann ..."

„Wo man keine Stunde seines Lebens sicher ist ..."

„Das sind Deine ewigen Vorwände, Habermann ..."

„So!" entgegnete dieser ... „Vorwände! ... das kommt davon, weil Keine von Euch Beiden die Zeitung liest ... und sich um Gott und die ganze Welt nicht kümmert ... da! hier kannst Du es gleich sehen ... Raubmord! ... Hat ein junger Mensch seinen Freund todtgeschlagen um zwei Mark fünfzig Pfennige ... wie gefällt Dir das?"

„Ach!" meinte die Frau ... „schreiben läßt sich viel ..."

„So? ... Das sind aber amtliche Polizeiberichte . . . und hier wieder . . . sechsfacher Mord ... ein Sohn hat seine Eltern und vier Geschwister umgebracht ... wegen einer harmlosen Meinungsverschiedenheit ... Wenn früher einmal ein Mord vorkam, redete die ganze Welt ein halbes Jahr davon, während jetzt selten ein Tag vergeht, ohne das dergleichen passirt ...“

„Ich kann mir das noch immer gar nicht denken, Habermann ...“

„Nun ja ... das ist eben das Unglück, daß Du Dir nie etwas denken kannst ... und noch die Bauernfänger ... glaubst Du vielleicht an die Bauernfänger auch nicht?“

„Wir sind doch aber keine Bauern,“ entgegnete die Frau lächelnd.

„Wieder eine ganz falsche Auffassung, Natalie! — Denen können wir ebenso gut in die Hände fallen, wie die Bauern ...“

„Aber wieso denn, Habermann?“

„Nun ... weil unter Bauern im Allgemeinen dumme Menschen verstanden werden ...“

„Wir sind doch aber auch keine dummen Menschen ...“

Der Gemahl bekam einen Schreck bei diesem Einwand.

„Nun freilich,“ wollte er sich hastig verbessern ... „das ist allerdings selbstverständlich, daß wir keine dumme Menschen sind ... hahaha! ... das wäre ja noch hübscher, wenn wir dumme Menschen sein sollten ... ich wollte nur damit sagen ... ich wollte nur damit sagen ... daß ... daß ...“

„Nun, was wolltest Du denn damit sagen, Habermann?“

„Daß sie uns für dumm halten könnten ... wollte ich damit sagen ... und in diesem Falle könnte es uns doch schlecht ergehen, wenn wir ihnen in die Hände fielen ...“

„Da müßten sie doch aber erst Recht haben, Papa ...“ warf das Töchterchen ein.

Habermann besann sich einen Moment.

„Du bist wirklich klüger, als ich dachte,“ sagte er dann ... „da müßten sie freilich erst Recht haben ... nun allerdings ... und das sollte ihnen doch ein bischen schwer fallen ...“

„Ich für meine Person würde mich nie von einem Bauernfänger fangen lassen ...“ bemerkte die Frau.

„Nun, weißt Du, Dir traue ich es eigentlich noch am allerersten zu,“ entgegnete der Gemahl.

„Habermann!“

„Nun, weshalb denn nicht? — Glaubst Du, daß die Bauernfänger ein Schild an der Mütze haben, wo es d'ran steht?"

„Das nicht, aber ich würde es ihnen dennoch ansehen."

Der Gatte machte wieder seine halb ablehnende, halb wegwerfende Bewegung mit der rechten Hand und vertiefte sich dann abermals in seine Zeitung.

Plötzlich schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß die Lampe wackelte.

„Empörend!" rief er dabei aus, „ganz empörend!"

Mutter und Tochter blickten neugierig nach ihm hin.

„Mein Gott! was ist denn?" fragte die Erstere.

„Denke Dir, daß in einer Pensionsanstalt ..."

Hier unterbrach er sich aber, weil sein Blick auf die blonde Tochter gefallen, die ihn neugierig ansah.

„Geh' 'mal 'raus, Mieze!" herrschte ihr der strenge Vater zu, „nähe mir 'mal 'nen neuen Hängsel an meinen Ueberzieher."

Das Mädchen blickte die Mutter an und zauderte.

„Wirst Du wohl gleich augenblicklich 'rausgehen!" wiederholte Habermann.

„Aber Papa! ..."

Dieser streckte den Arm aus und wies nach der Thür; da stand das Kind auf und folgte dem Befehl.

Kaum war die Thür hinter ihr zugeklappt, als das Familienhaupt sofort im hellen Feuer der Entrüstung aufflammte.

„Und in eine solche Stadt soll man seine Tochter bringen!" rief er aus; „in solchen Abgrund soll man sein eigenes Kind stürzen! ... Nimmermehr, Natalie, nimmermehr!"

„Aber, was ist denn geschehen? ... so erkläre mir doch!" fragte diese.

„Lieber mein Leben!" fuhr der Gemahl fort ... „Du sagst immer, daß ich selbstsüchtig bin, Natalie ... aber lieber mein Leben! — Und der Fall steht nicht etwa vereinzelt da! — Alle Tage passirt so etwas ... Und von solchen Verhältnissen wendest Du Dich nicht mit Entrüstung ab ... Du ... ein zartfühlendes Weib. — Ich muß Dir offen gestehen, daß ich das nicht begreife, Natalie. Da habe ich denn doch eine bessere Meinung von Dir gehabt."

„Aber, Mann! was ist denn geschehen? ... wovon sprichst Du denn eigentlich?"

„Siehst Du, da bin ich doch anders!“ fuhr dieser in seinem Feuereifer fort; „Du behauptest zwar immer, daß ich mein Kind nicht liebte, sondern nur mich selbst; aber dies ist eine Gelegenheit, es Dir zu beweisen, wie mir das Wohl meiner Tochter an's Herz gewachsen ist ... lieber mein Leben, Natalie ... ohne mich auch nur einen Augenblick zu besinnen ... auf der Stelle mein Leben!“

„Mann ... wirst Du mir aber erklären!“ rief die Frau.

Doch der Gemahl achtete nicht darauf.

„So fasse i ch die väterliche Liebe auf!“ fuhr er mit der Würde eines alten Römers fort; „und wenn meine Sorge dennoch nutzlos gewesen, wenn, trotz aller meiner Wachsamkeit dennoch ein Unglück geschehen wäre ... kennst Du die Geschichte von Lucrezia, Weib?“

„Nein!“ entgegnete dieses.

„So will ich sie Dir erzählen, damit Du kennen lernst, wie ich bin ...“

Dann besann er sich aber plötzlich.

„Mieze! . . . geh' 'mal 'raus!“ sagte er streng ... „Du brauchst die Geschichte nicht zu hören ...“

Keine Antwort.

„Mieze! ... hörst Du nicht?“ fuhr der Papa mit erhobener Stimme fort ... „augenblicklich gehst Du hinaus!“

„Aber sie i st ja schon, Habermann!“ sagte die Mutter ... „sie ist ja schon eine ganze Weile fort.“

„Sie hat also nichts gehört, was ich von Emilia Galotti erzählt habe?“

„Du meintest ja vorhin Lucrezia, Habermann.“

„Das ist egal!“ brauste dieser auf; „ob sie das Eine gehört hat, oder das Andere, das ist gleich schädlich für sie. — Weshalb läßt Du sie aber das anhören? — Weshalb schickst Du sie nicht bei Zeiten hinaus? ... weshalb erst immer, wenn es zu spät ist?“

„Aber, Du hast ja noch gar nichts erzählt, Habermann!“ rief Natalie dazwischen; „Du wolltest ja eben erst anfangen ...“

„Ach was!“ eiferte der Herr Gemahl dagegen ... „ausreden kann sich nachher Jeder ... das kommt von den unglückseligen Berliner Reisenden ... aber es soll mir von Neuem zur Warnung dienen, daß ich mich nicht durch Schwäche und Gutmüthigkeit verleiten lasse ... mein Kind will ich mir rein erhalten ... lieber mein Leben ... lieber mein Leben!“

Und damit preschte er aus dem Zimmer, wie eine Bombe.

Die Frau blickte ihm nach und schüttelte den Kopf.

---

4. Kapitel.

Sein oder Nichtsein.

Catesby, komm' her! Bring' ein Gerücht herum,
Gefährlich krank sei Anna, mein Gemahl: ..
— — — — — — — — — — — — — —
Sieh', wie Du träumst! Ich sag's nochmal, streu aus,
Anna, mein Weib, sei krank, und wohl zum Sterben.

Shakespeare.

Sein oder Nichtsein? — Die Frage konnte sich Hamlet nicht einmal beantworten, der ein tiefsinniger Philosoph war; wie sollte wohl ein Minderbevorzugter sie leicht zu lösen im Stande sein?

Und wie äußert sich Othello über denselben Punkt zu seinem Fähnrich Jago?

„Bei Gott!
Ich denk', mein Weib ist treu, und ist es nicht;
Ich denke, Du bist brav, und bist es nicht.
Ich will Beweis."

Die Verse drücken ebenfalls das unbehagliche Gefühl des Zweifels aus, das sich, wie eine Lawine fortrollend, zum Wahnsinn steigern kann.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt ... vom Lächerlichen zum Furchtbaren sind es nur wenige.

Wenn man, als penibler Mann, im Voraus drei Couverts geschrieben und nachher drei Briefe hineingesteckt und zugeklebt hat, befällt Einem plötzlich der beunruhigende Gedanke, ob wir die drei Schreiben auch nicht falschen Adressen anvertraut, ob wir den groben Brief an unseren Schneider nicht dem Präsidenten, die devote Eingabe an Diesen nicht an Jenen, und die zärtlichen Auslassungen für irgend ein weibliches Wesen nicht an unsere Waschfrau geschickt haben. —

Wir können jenes unbehaglichen Gefühls nicht Herr werden, wir geben uns große Mühe, die bereits mit Marken beklebten Couverts wieder zu öffnen, zerreißen dabei alle drei, überzeugen uns von der vollständigen Richtigkeit, schreiben drei neue Adressen, kleben drei neue Marken darauf, und die Sache ist in Ordnung.

Das ist lächerlich.

Fällt uns aber jener Gedanke erst ein,

wenn die Schreiben schon fort sind, und könnte eine eventuelle Verwechselung ernstere Folgen haben, dann nimmt die Sache bereits eine tragische Färbung an; denn wir gestalten jede Minute des Tages und der Nacht zu einem Skorpion, der uns Fleisch und Geist zernagt, bis zu dem Moment, bis die vorletzte richtige Antwort eintrifft, denn dann muß auch die letzte richtig kommen.

Wie froh und leicht wir dann aufseufzen; aber nur ein-, höchstens zweimal. O, daß doch die Freude in gar keinem richtigen Verhältniß zum Schmerze steht! —

Wenn es jedoch heißt:

„Ich denk', mein Weib ist treu, und ist es nicht;
Ich denke, Du bist brav und bist es nicht,"

Dann kleidet sich der Zweifel in seine düstersten Farben und wird zum schwarzen Trauermantel für die Seele. —

Die Menschenkenntniß ist ein schweres Studium, und die Selbsterkenntniß ein noch schwereres.

„Ich glaub', Du bist mein Freund, und bist es nicht."

Damit kann man sich abmartern und quälen bis zur Verzweiflung.

Daß wir selbst aber nicht mehr sein Freund sind, von dem Augenblick an, wo wir durch Zweifel die Freundschaft besudelt ... vernichtet ... den Gedanken lassen wir ganz unbeachtet.

Wir geben uns die größte Mühe, seine Schuld zu suchen und sind für unsere eigene völlig blind.

Die Selbsterkenntniß ist das schwierigste Problem auf dieser Erde.

Es ist bereits ein öffentliches Geheimniß, daß Jemand ein Schuft; für ihn selbst bleibt es noch tief und undurchdringlich.

Jeder Mensch kennt und durchschaut ihn wie einen Tropfen klaren Wassers; er selbst ist sich aber noch ein Räthsel, das zu lösen er sich wenig kümmert.

Alle Welt weiß, was er zuletzt erfährt ... wenn er es überhaupt erfährt. —

Frau Habermann hatte ihrem Gatten nachgeblickt und dann den Kopf geschüttelt.

Er war wieder so aufgeregt gewesen, so verworren, wie jedesmal, wenn sie von Berlin anfing.

Blos, wenn sie von Berlin anfing?

War er nicht auch bei anderen Gelegenheiten heftig? — aber wohl nicht in dem Grade. —

Oder auch wohl gar nicht. — Eigentlich lag der Zorn gar nicht in seiner Natur ... Der Grundzug seines Charakters war wohl Phlegma ... und nur, wenn er in diesem Phlegma gestört wurde, brauste er auf. — Aber sollte es in der letzten Zeit nicht schlimmer mit ihm geworden sein? ... oder kam es ihr nur so vor?

Sie stützte den Kopf in beide Hände und preßte die Stirn, um sich die Sache klarer zu machen, als ihr Töchterlein schüchtern hereinkam.

„Papa schon fort?“

„Ja ... eine ganze Weile ...“

„Hat er Dir die Geschichte erzählt?“

„Nein!“

„Wirklich nicht?“

„Gewiß nicht, Kind! — Fandest Du den Papa nicht sehr aufgeregt?“

„Ach nein!“

„Du hast freilich die Hauptsache nicht gesehen und gehört ...“

„Er hat also doch die Geschichte erzählt, liebe Mama?“

„Ach, laß mich! ... Du bist ein dummes Ding.“ —

Damit stürzte sie aus dem Zimmer, daß ihr der lose aufgestülpte Hut nochmal in's Genick fiel, wie die Kapuze eines braunen Mönchs.

Das Töchterchen blickte ihr verwundert nach und schüttelte ebenfalls den Kopf. —

Wenn man mit einem quälenden Gedanken zu Bett gegangen ist und schlecht geschlafen hat, liegt es Einem am andern Morgen wie Blei im Kopf, und die Gedanken bewegen sich nur schwerfällig von einer Stelle auf die andere.

Beim Kaffee wurden nur die nothwendigsten Redensarten mit einander gewechselt.

Habermann, der von Natur ein bischen geschwätzig war, hätte wohl gern angefangen, aber wenn er einen verstohlenen Blick auf seine Frau warf und deren bleiche präoccupirte Miene sah, ließ er die großen hellblauen Augen schnell wieder auf seine Tasse gleiten und blieb still.

Er wußte ja, was da herauskommen würde ... zwei, drei Phrasen, und die Berliner Reise sprang ihm wieder in's Gesicht ... also lieber still und die Sache erst vorübergehen lassen.

Papa Habermann fehlte es ebenso an Selbsterkenntniß wie seiner Ehehälfte; er sah den Splitter in ihrem Auge, ohne den Balken in seinem eigenen zu bemerken.

Weil er selbst zu bequem und unlustig war, um Frau und Tochter das Vergnügen zu gewähren, schützte er alle möglichen Bedenken vor, die er in Wahrheit eigentlich nicht empfand. Wenn er sich selbst von der Reise Genuß versprochen hätte, würden jene Schreckgespenster sofort verschwunden sein, während er sie so noch viel gräßlicher ausstaffirte, als sie in Wirklichkeit waren, und sich zum Lohn dafür eine Tugendkrone aufsetzte, die ihm in Wahrheit nicht gebührte.

Er war ja ein ganz guter und sittenstrenger Mann, das mußte ihm jedes Kind in Berent nachsagen; aber so schlimm war es denn doch nicht.

Er spielte Komödie, mit Anderen und mit sich selbst, ohne sich klare Rechenschaft darüber zu geben, daß er es that.

Der Egoismus ist die Pfeife, nach der der Mensch am ersten und am längsten tanzt.

Als der Kaffee und die Semmeln gewissenhaft vertilgt waren, ging Habermann an seine sogenannte Arbeit, seine Frau stellte sich an's Fenster, und das Töchterlein setzte sich an den Tisch und langweilte sich.

Die jungen Mädchen langweilen sich alle

von dem Augenblick an, wo sie von der Mama für erwachsen erklärt werden, wo sie das lange Haar kurz, und die kurzen Röcke dafür lang tragen.

Die jungen Mädchen legen dann die Hände in den Schooß und träumen ... alle denselben Traum, bis er mit mehr oder weniger Enttäuschung, oder auch gar nicht in Erfüllung geht.

Die jungen Mädchen sehnen sich ... nach einem mehr oder weniger klaren Etwas ... aber immer nach demselben Etwas.

Sie suchen gern die Einsamkeit, weil sie mit der Mama doch nicht über solche Dinge reden können, und bekommen dadurch einen gewissen romantischen Hang, der oft verderbenbringend werden kann.

Kein Mädchen fällt leichter, als ein in Unklarheit erhaltenes, streng tugendhaftes, und wenn es außerdem noch romantischen Hang hat, dann wird Einem fast eher aufgethan, als man angeklopft.

Frau Natalie stand also am Fenster, lehnte die heiße Stirn an die kalte Scheibe und starrte auf die todte Straße hinab.

Da ging der Doktor Solpke vorbei und

blickte gewohnheitsmäßig hinauf, wie zu allen seinen Kunden.

Als er die Dame des Hauses sah, nahm er den Hut ab, daß eine Strähne grauen Haares ihm hinten in's Genick fiel.

Frau Habermann dankte, wie sie es immer that; dann dankte sie aber noch einmal ... ein wenig freundlicher und mit einem gewissen Lächeln ... vielleicht ohne daß sie es beabsichtigt ...

Der alte, krumme Mann blieb stehen, strich sich den Haarbüschel wieder auf den Kopf, klemmte den Hut darauf und machte hinter der Hornbrille ein paar pfiffige Augen, als wenn er fragen wollte: „Ist etwas passirt? ... soll ich hinaufkommen?"

Natalie mochte wohl leicht mit dem Haupt genickt haben ... vielleicht wollte sie auch nur zum drittenmal grüßen; aber der Arzt faßte es so auf, als wenn er verlangt würde, und voltigirte dann mit seinen krummen Beinen über den Rinnstein.

„Ach Gott!" machte Frau Habermann, als wenn sie das doch eigentlich nicht beabsichtigt.

Zwei Minuten später klopfte es an die Thür.

„Herein!" rief die Mama, schon ein wenig heiterer.

„Schönen Guten Morgen, meine Hochverehrte ... doch hoffentlich nichts gefährliches ... sehen ein bischen blaß und angegriffen aus ... schlecht geschlafen? ... unruhig geträumt?“

Damit stellte er den Stock in die Ecke, mit dem Fuß in den Spuckkasten, und stülpte den Hut darauf.

„Wollen Sie mir den werthen Puls erlauben?“ wandte er sich dann wieder an die Dame des Hauses.

„Ach nein ... ich bin nicht krank,“ sagte diese, einen Schritt zurücktretend.

„Nun, desto besser, desto besser ... also wohl das liebe, kleine Fräulein ... sehen auch ein bischen bleich und hohläugig aus ... wollen Sie mir wohl den werthen Puls erlauben?“

„Nein ... ich bin auch nicht krank ...“ lehnte das junge Mädchen ab.

Der kleine Mann machte eine krause Nase und blickte durch die dunkel gefaßte Brille wieder auf die Mama.

„Doch nicht der Herr Gemahl?“ fragte er mit einem Ton, den die gute Frau für Besorgniß hielt, oder halten wollte ... der Unterschied zwischen beiden Auffassungen ist ja so fein ...

Natalie antwortete nicht, sondern blickte verlegen zu Boden.

Ihr ward beinahe zu Muthe, als wenn man sie bei einer bösen That ertappt, und sie zitterte bei dem Gedanken.

Jetzt machte der Arzt wirklich ein besorgtes Gesicht.

„Na, na, na!“ sagte er ... „er wird doch nicht ...“

„Mein Gott, was meinen Sie?“ rief die erschreckte Frau.

„Bischen aufgeregt ... nicht wahr?“

„Allerdings ... gestern Abend, zum Beispiel ...“

„Verstehe! verstehe! ... aha! aha! — hat wohl in der letzten Zeit etwas zugenommen ... wie?“ —

„Mir will es beinahe so scheinen, Herr Doktor ... meinst Du nicht auch, Mieze? —“

„Ach, ich dächte nicht, Mama ... mir ist es wenigstens nicht aufgefallen.“

Auf der Mutter Antlitz malte sich eine gewisse unangenehme Enttäuschung.

So schnell schreitet der Mensch fort auf der Bahn des Bösen ... das kleine Samenkorn ist bereits zum Pflänzlein geworden.

„Du siehst auch gar nichts!“ entgegnete die Mutter mißmuthig.

Sie wußte jetzt kaum mehr, ob sie recht gethan oder unrecht, ob sie die Anregung gegeben oder der Arzt.

„Wollen ihn uns doch einmal ein bischen anschau'n!“ meinte dieser.

„Um Gotteswillen, sagen Sie ihm aber nicht, daß ich Sie darauf aufmerksam gemacht ...“

„Wie können Sie glauben, verehrte Frau! — Ist er in seinem Arbeitszimmer?“

„Gewiß! ... er wird wieder alte Rechnungen durchsehen ...“

Der Doktor schien zu überlegen, ob er Hut und Stock mitnehmen oder stehen lassen sollte und entschied sich schließlich für das Letztere.

„Sagen Sie ihm gar nicht, daß Sie uns gesehen,“ rief ihm die Frau nach.

Der alte Mann machte ein beschwichtigendes Zeichen und schlüpfte dann, wie ein Schatten, durch die andere Thür.

„Ist denn der Papa wirklich krank?“ fragte die Tochter, als sie mit der Mutter allein war.

„Es scheint doch so ... jedenfalls werden wir es bald erfahren ...“

„Er hat doch aber nie geklagt, Mama ...“

„Dummes Ding ... das ist es ja eben ...“

Damit setzte sie sich an's Fenster, und die Unterhaltung war zu Ende.

5. Kapitel.

Die Diagnose.

Seid' auf Eurer Hut, Lavagna!
Schiller.

Geräuschlos wie der kleine Doktor mit seinen, vom Knie an auseinandergehenden, Beinen das eine Zimmer verlassen, trat er auch in das andere.

Habermann, der ihn nicht gehört, saß an seinem Pult, hatte den Kopf in beide Hände gestützt und sah, in Ermangelung anderer Thätigkeit, eine alte Holzrechnung durch.

Der Arzt blieb an der Thür stehen, schob sich die Brille höher hinauf und betrachtete ihn eine ganze Weile mit großer Aufmerksamkeit.

Dann schlich er leise, als wenn er Filzschuhe trüge, näher heran.

„Guten Morgen!“ sagte er schließlich in seinem süßen, lieblichen Ton.

Der ehemalige Holzhändler fuhr aus seinem Brüten empor und starrte den Eindringling mit großen Augen an.

„Mein Gott! wie können Sie Einen denn so erschrecken!?“ sagte er etwas kurzathmig.

„Lassen Sie sich gar nicht stören,“ entgegnete der Doktor, seine Nase in freundlich krause Falten ziehend ... „wollte blos einmal nachsehen, wie es Ihnen geht ...“

„Haben Sie denn meine Frau oder Tochter nicht gesprochen?“ fuhr der Andere fort.

„Keine Menschenseele, verehrter Freund ... keine Menschenseele ... und da habe ich es denn gewagt ...“

„Na, was gibt's denn neues?“ fragte Habermann, während Solpke ihm gegenüber Platz nahm und die Rockschöße über seine mageren Knie zog.

„Was soll's geben, verehrter Freund? ... viel zu laufen ... viel zu helfen ... die Frühlingsluft meint's immer nicht recht gut mit unserer Gegend ...“

„So? ... Erkältungen ... Husten ... Schnupfen ... wie? ...“

Der Doktor strich sich die heruntergefallene Haarsträhne wieder auf den Kopf und machte ein bedenkliches Gesicht.

„Doch keine ansteckenden Krankheiten ... was?“ fragte Habermann.

„Ach nein! die kommen in unserer ewigen Zugluft nur äußerst selten vor ... Frauchen doch hoffentlich ganz gesund?“

„Danke! ... es macht sich ja ...“

„Na, das ist ja schön ... und Töchterchen auch?“

„Ebenfalls! ... ebenfalls! ... ein bischen blaß freilich ... ein bischen verstimmt ...“

Der Arzt zuckte die Achseln und lächelte verschmitzt.

„Ja!“ sagte er; „dafür hat unsere Wissenschaft kein Recept ...“

„Auch nicht einmal einen guten Rath? ...“

„Guten Rath wohl ... aber wenn man ihn den Müttern gibt, werden sie entrüstet, oder thun wenigstens so ... und wenn man ihn den Vätern gibt, zucken sie die Achseln ...“

„Na ... und der gute Rath wäre?“

„Mein Gott! ... das Kind muß heirathen ...“

Habermann stieß einen unwilligen Ton aus und zog die Achseln in die Höhe.

„Sehen Sie wohl," sagte der Doktor, ihm freundlich zunickend ... „ganz wie ich soeben bemerkte ..."

„Unsinn!" brummte Habermann ... „so etwas läßt sich doch nicht aus dem Aermel schütteln .... das will doch seine Zeit haben ..."

„Freilich ... freilich ..." bestätigte der Arzt ... „wird sich ja auch alles finden ... scheinen mir heute ein bischen übler Laune ... wie? ..."

„Oh!" machte der ehemalige Kaufmann ... „nicht, daß ich wüßte ..."

„Hm! — nicht einen kleinen Kopfschmerz ... wie?"

„Kopfschmerz? ... nein!"

„Ich meine, so ein bischen Drücken ... dicht über den Augen ..."

Habermann zog die Stirn in Falten und zuckte mit der Nase, als wenn er es ausprobiren wollte.

„Ich kann nichts fühlen," meinte er dann.

Der kleine Doktor beugte sich vornüber und tippte ihm mit dem rechten Zeigefinger vor den Kopf.

„Da!" sagte er.

Der Andere verdrehte die Augen, um dort hinaufzuschielen.

„Nicht wahr?“ fragte Solpke.

„Was denn? ...“

„Das thut weh ... was? ...“

Habermann bewegte das Haupt von einer Seite auf die andere, und dann von hinten nach vorn.

„Nein!“ entgegnete er.

„Hm!“

Der Doctor blickte nachdenklich vor sich hin, und Habermann schien sich unbehaglich zu fühlen.

Die Unterhaltung stockte eine Weile.

„Wollen Sie eine Cigarre rauchen, Doktor?“ fragte endlich der Kaufmann, um dem fatalen Zustande ein Ende zu machen.

„Ja! — Cigarrchen könnte nicht schaden,“ entgegnete dieser schmunzelnd.

Habermann holte zwei aus einer Schieblade, gab eine dem Arzt, behielt die andere für sich und zündete ein kleines Wachslicht an.

Solpke zog sich sein Ding in Brand, daß der Feuerschein ihm über's Gesicht flammte und ihn abwechselnd roth und greisig erscheinen ließ, und reichte dann das Licht dem gütigen Geber hinüber.

„Gutes Blättchen!“ sagte er dabei; „wohl nicht hier gekauft?“

„Nein! ... ich habe sie aus Danzig bezogen ...“

„Ah! ... Ah! ... aber stark ... sehr nikotinhaltig ... zwei hintereinander könnte ich davon nicht rauchen ...“

„Sollen Sie auch gar nicht,“ fiel Habermann lachend ein; „Sie denken wohl, ich werde Ihnen noch eine mitgeben? ...“

Der Doktor machte keine Entgegnung darauf, sondern blickte, während er in kleinen Absätzen den Rauch von sich blies, sein vis-à-vis mit großer Aufmerksamkeit an.

„Keine Beschwerden?“ fragte er endlich.

„Ich?“ entgegnete der Andere; „was soll ich denn für Beschwerden haben?“

„Ich meine ... von der Cigarre ...“

„Na, hören Sie 'mal ... ein alter Raucher wie ich? — Da kann doch so etwas nicht mehr vorkommen ...“

Solpke schüttelte leicht sein würdiges Haupt.

„Ich meine ...“ sagte er, indem er jetzt mit dem rechten Zeigefinger an seine eigene Stirn tippte ...

„Ich verstehe Sie nicht, lieber Freund ...“

„Nun ... ich meine ... ob Sie nicht Kopfschmerz davon bekommen? ...“

Habermann machte eine ungeduldige Bewegung.

„Fangen Sie schon wieder mit Ihrem Kopfschmerz an!“ rief er aus; „lassen Sie mich mit Ihrem Kopfschmerz in Ruhe ... verstehen Sie mich!?“

„Aber ich habe ja gar keinen Kopfschmerz, verehrter Freund ...“

„Ich auch nicht ... und damit basta!“

„Furchtbar aufgeregt heute,“ sagte der Arzt bedenklich.

„Da soll der Teufel nicht aufgeregt werden!“ brauste Habermann auf, „wenn Einem Einer fortwährend vorredet, daß man Kopfschmerzen hat ...“

„Ja ... wenn Sie nicht gewarnt sein wollen ...“ entgegnete achselzuckend der kleine Mann.

„Gewarnt?“ wiederholte Habermann, indem er immer rother wurde; „wovor denn gewarnt?“

Statt der Antwort nahm Solpke seine Hand und fühlte ihm, mit den Lippen die einzelnen Schläge markirend, den Puls.

Der Andere sah ihm mit sich steigender Nervosität zu.

Der Arzt legte ihm die Hand auf sein Knie zurück und machte ein Gesicht, als wenn er Zahnschmerzen hätte.

„Was wollen Sie eigentlich?“ fragte Habermann.

Solpke antwortete nicht, sondern sah aus, wie ein betrübter Lohgerber.

„Was Sie eigentlich wollen?“ wiederholte Jener mit erhobener Stimme.

Kein besseres Resultat.

„Können Sie nicht hören?“ schrie der Kaufmann; „machen Sie den Mund auf und reden Sie, oder mich rührt der Schlag!“

Der Doktor erwachte aus seinem Sinnen, tippte mit dem Zeigefinger auf den Tisch und nickte seinem Kunden ernst zu.

„Was soll denn das wieder heißen?“ fuhr dieser auf; „sind Sie verrückt geworden?“

„Das ist es eben!“ sagte Solpke, mit großer Bestimmtheit.

Habermann sprang von seinem Stuhl auf und retirirte hinter einen Tisch.

„Machen Sie, daß Sie 'rauskommen!“ rief er mit allen Zeichen der Angst; „ich fürchte

mich vor Verrückten ... wenn Sie noch eine Minute länger bleiben, rührt mich der Schlag!"

„Das ist es ja eben!" wiederholte der kleine Arzt, indem sein Gesicht einen immer energischeren Ausdruck annahm.

„W a s ist es eben?" schrie Habermann; „was ist es eben? — Reden Sie, und dann machen Sie schleunigst, daß Sie fortkommen!"

„Daß Sie ein Schlägelchen zu befürchten haben," erklärte der Doktor.

Habermann wurde einen Augenblick starr.

„Ich? ... ein? ..." wiederholte er mit matter Stimme.

„Schlägelchen ... allerdings," ergänzte der Doktor ... „namentlich, wenn Sie sich in solchem Grade aufregen ..."

„Machen Sie keine schlechten Witze, wissen Sie das?" fuhr der Andere wieder auf ... „da soll der Teufel ruhig bleiben, wenn man auf solche Weise gepeinigt wird!"

Damit warf er die Cigarre auf die Erde, daß die Funken spritzten und lief in höchster Erregung im Zimmer hin und her.

„Ich habe Sie gewarnt, verehrter Freund," sagte Solpke aufstehend ... „Sie haben einen dicken Kopf und einen kurzen Hals ... solche

Leute müssen sich immer in Acht nehmen ... in dieser Minute noch frisch und gesund ... in der nächsten ... baff! liegen sie da."

So sprechend, wollte er sich entfernen, als der Andere ihn am Arm zurückhielt.

„Machen Sie keinen Unsinn, Doktor!" sagte er; „nicht wahr? Sie haben doch blos gespaßt ... wie? ..."

„Nein, nein! ich habe durchaus nicht gespaßt," entgegnete dieser sehr ernst, „nehmen Sie sich in Acht, sage ich Ihnen noch einmal, sonst stehe ich für nichts! ... keine Aufregung ... regelmäßige und einfache Kost ... frische Luft ... man könnte auch noch einige Präservative anwenden ..."

Habermann's Trotz war jetzt gebrochen und er sank bleich und schlotternd in eine Sofaecke.

„Gott steh' mir bei!" ächzte er ... „nun habe ich keine ruhige Minute mehr in meinem ganzen Leben ... wenn man jeden Augenblick gewärtigen muß, umzufallen; dann will ich lieber gleich heute sterben ... öffnen Sie mir die Pulsadern, Doktor ... aber riegeln Sie erst die Thür zu ..."

„Na, na!" beschwichtigte dieser ... „so schlimm braucht es ja nicht gleich zu werden;

wenn vernünftig dagegen gearbeitet wird, können Sie ja auch davon verschont bleiben."

„Ach! damit wollen Sie mich jetzt nur trösten!" jammerte Habermann; „die Geschichte kennen wir. — Ich glaube im Gegentheil, es kommt jetzt gleich ... legen Sie mir Eis auf den Kopf! mir wird schwarz vor den Augen."

„Still ... nur still, verehrter Freund," beruhigte Solpke ... „ich werde mir die Sache noch reiflich überlegen und Ihnen dann meine Verordnungen mittheilen ..."

„Aber bleiben Sie nicht so lange, Doktor ..."

„Morgen Vormittag bin ich wieder da ..."

„Bis dahin glauben Sie also, daß nichts passiren wird?"

„Sie können ganz unbesorgt sein, verehrter Freund."

„Bitte, klingeln Sie doch einmal ... seien Sie so gut."

Nach kurzer Zeit erschien das Dienstmädchen.

„Ich lasse meine Frau und Tochter bitten, zu mir zu kommen."

„Schön, Herr Habermann."

Zwei Minuten später traten die Gerufenen ein.

„Kommt her, Kinder!" sagte der Gatte und Vater mit matter Stimme und mildem Lächeln;

„setzt Euch zu mir und gebt mir Jede eine Hand . . . so . . . so ist mir wohl . . . aber ärgert mich um Gotteswillen nicht, sonst rührt mich der Schlag."

Natalie und Marie blickten erstaunt auf den Doktor; aber der konnte ihnen doch jetzt keine näheren Mittheilungen machen, sondern schlich aus dem Zimmer.

„Kommen Sie bald wieder!" rief ihm Habermann mit freundlichem Nicken nach.

„Mein Gott! ich ängstige mich!" sagte die Tochter; „Mama! was ist denn eigentlich geschehen?"

Diese wußte nicht, ob sie sich freuen, oder ebenfalls ängstigen sollte.

---

6. Kapitel.

Die Verordnung.

> Na, wie Gott will;
> Ich halte still!
>
> ?

Nach dem, was Habermann ihr mitgetheilt, hatte Frau Natalie doch eine etwas unruhige Nacht gehabt.

Man muß den Teufel nicht an die Wand malen. — Nun war ihr Heinrich wirklich krank . . . . vielleicht gefährlich krank . . . . und sie hatte ihr leichtsinnig Spiel damit getrieben. — Aber war er denn dadurch krank geworden, daß sie ihn dafür hatte ausgeben wollen? — Und hatte sie ihn selbst dafür ausgeben wollen? — Sie hatte am Fenster gestanden, und der Doktor war vorbeigegangen ... sie hatte ihn angesehen, und er war heraufgekommen ... gewinkt hatte sie ihm doch nicht ...

er kam ja überhaupt auch ohne Veranlassung die Woche drei- oder viermal ... und nachher war die Sache so gekommen, als wenn es hätte sein sollen. — Richtig! als wenn es hätte sein sollen. — Sie hatte doch eigentlich keine Schuld dabei ... man könnte eher sagen, im Gegentheil ... sie war die Veranlassung gewesen, daß die Krankheit ihres Mannes erkannt worden ... ein Verdienst konnte sie sich deshalb auch nicht zuschreiben, aber eine Schuld ebenfalls nicht ...

So reflectirte Natalie, und so reflectiren unendlich Viele in ähnlichen Situationen.

Recht und Unrecht, Schuld und Nichtschuld werden dadurch dermaßen durcheinander gemengt, daß es zuletzt fast zur Unmöglichkeit wird, das Eine oder das Andere herauszufinden.

Dadurch entsteht aber der Zweifel in uns selbst. Eine unheimliche Empfindung im Gewissen drängt uns fortwährend, eine Nichtschuld herauszuklügeln; sowie wir aber damit fertig sind, sowie wir einen Augenblick frei aufathmen und sie uns klar und deutlich bewiesen haben, dann kommt bereits wenige Minuten später der Wankelmuth und nöthigt uns, wieder von vorn anzufangen.

Und so geht es den ganzen Tag und die halbe Nacht, und den andern Tag und die Woche durch, bis das Gewissen sich mehr und mehr abstumpft und die Selbstqual eine intermittirende mit allmählich größer werdenden Zwischenräumen wird.

So war es auch hier der Fall.

Dazwischen kam auch noch die Angst um den kranken Gatten hinzu.

War er denn aber auch wirklich krank? — Dem alten Solpke konnte man vorreden, was man wollte. — Hätte sie ihm gesagt, Habermann sei kerngesund, dann würde er ihn kerngesund gefunden haben ... und hätte sie sich selber als krank dargestellt, er hätte es getreulich nachgeplaudert. — Der alte Mann war schon zu stumpf für seinen wichtigen Beruf. Wenn ihr Mann also wirklich krank war, dann gebot es die Fürsorge für den guten Heinrich, ihn nicht einem unfähigen Arzt zu überlassen, sondern ... (hier stockte sie, weil die Selbstsucht mit der Pflicht in Collision gerieth; aber der Ausweg war bald gefunden) ... sondern ... nun ja, gewiß ... sondern einen besseren Doctor zu consultiren ... in einer größeren Stadt ... in Berlin ... wenn man das Geld

dazu hat, wird man es doch nicht an seiner Gesundheit absparen wollen ... und ging dann ihr langgehegter Lieblingswunsch gleichzeitig mit in Erfüllung, desto besser ... und sie durfte ihn ja auch gar nicht einmal allein reisen lassen ... bei der Möglichkeit solcher Zufälle mußte doch stets Jemand um ihn sein. Zwei Fälle waren also nur möglich: entweder ihr Mann war wirklich krank, dann leistete sie ihm einen Dienst, indem sie bestmögliche Kur bewirkte, oder er war nicht krank; dann hatte es der Zufall so gefügt, daß sie nach Berlin kam ... ebenso gut wie die dicke Senftenberg und die unausstehliche Topper ... sie konnte das ja beinahe von ihrem Mann verlangen ... ihr ganzes Leben lang hatte sie ihren Fuß noch nicht über das Weichbild von Berent hinausgesetzt ... und die Mieze auch nicht ... ihr ganzes Leben lang war sie noch nicht mit der Eisenbahn gefahren ... und die Mieze auch nicht ... und Habermann würde die Zerstreuung jedenfalls auch zuträglich sein ... er hatte ja gar keine Thatkraft und Energie mehr ... er versauerte und verbauerte ja in dem erbärmlichen Nest ... und die Mieze lernte vielleicht in der Residenz einen jungen Mann kennen, der ...

Bei letzterem Gedanken verfiel die gute Natalie in ein süßes Träumen, das sie endlich dem Schlummer in die Arme führte.

Als sie am andern Morgen erwachte, war ihr zwar wieder ein bischen ängstlich, aber das ist gewöhnlich so nach der Nachtruhe, die unsere Seele wieder weicher und empfindlicher macht.

Da regte sich ihr Gatte neben ihr.

„Natalie!“ hauchte er noch halb im Morgenschlummer.

„Was denn, Habermann? Was denn, mein Lämmchen?“

„Sieh doch 'mal nach, ob mich der Schlag gerührt hat! ... ich wage gar nicht, mich zu bewegen ...“

„Aber wie kannst Du so etwas glauben, Habermann?“

„Ja, ja ... ich habe gehört, daß man es gar nicht fühlt ... namentlich, wenn es des Nachts geschieht ... das ist doch ein großes Unglück, liebes Tälchen ...“

Dieser kurze Dialog bestärkte die besorgte Gattin in ihrem Entschluß.

„Er muß nach Berlin!“ dachte sie ... „und wenn es nur wäre, um seine Angst loszuwerden.“

Habermann wurde jetzt vollständig munter.

„Ich getraue mich gar nicht, aufzustehen," sagte er; „mir kommt es vor, als wenn ich das eine Bein nicht heben könnte ..."

„I, versuche es nur, Habermann ... versuche es nur ..."

„Wahrhaftig ... es geht ... wie stark doch die Einbildung ist ..."

Beim Kaffee konnte er es vor Ungeduld kaum erwarten, bis der Doctor kam, und als Hanne das Geschirr hinausgetragen hatte, ließ Natalie die Tochter bei dem kranken Papa, um Solpke aufzulauern, der auch bald erschien.

„Nun ... wie gehts?" fragte er mit leiser Stimme.

„Die Nacht war gut," entgegnete die Frau; „aber er hat solche Angst ..."

„Natürlich, natürlich! ... ich werde ihm ein Dutzend Schröpfköpfe setzen ..."

„Wollen Sie das wirklich? — Eine Blutentziehung bei älteren Leuten soll so gefährlich sein ..."

„Ach nein ... ich habe sie schon öfters angewandt ..."

„Nun ... wenn Sie die Verantwortung übernehmen wollen ..."

Der Doktor machte ein bedenkliches Gesicht.

„Ja ... wenn Sie meinen, daß wir es lassen ...“ sagte er.

„Wäre es nicht besser, wenn Sie ihn nach Berlin schickten, um einen bedeutenden Arzt zu consultiren?“

„Nach Berlin? ... ich bitte Sie ...“

„Da wir die Mittel dazu haben, sehe ich nicht ein ...“

„Na, mir ist's gleich ...“

„Sie müssen ihm aber nicht sagen, daß die Idee von mir kommt ...“

„Wie werde ich denn? ... was denken Sie von mir? ...“

Damit begab er sich zu seinem Patienten und gab ihm seinen ärztlichen Rath.

„Nach Berlin!“ fuhr Habermann auf, als er ihn vernommen „das ist ja Unsinn! da könnte ich doch ebenso gut ...“

„Pst!“ machte der Doctor, den rechten Zeigefinger hebend.

Habermann horchte.

„Was ist denn?“ fragte er, schon wieder ziemlich aufgeregt ... „was wollen Sie denn? .... Wofür habe ich denn einen Hausarzt?“

„Pst!“ wiederholte Solpke ... „keine Erhitzung ... Sie wissen doch ...“

Der Andere stieß einen pfeifenden Ton aus und ließ beide Arme schlaff herabsinken.

„Hol' Sie der Teufel ....“ sagte er; „ich wünschte, Sie hätten das nie bemerkt ...“

Solpke machte ihm sanfte Vorwürfe über die Lästerung und stellte es ihm als Pflicht gegen Frau und Kind hin, sich ihnen zu erhalten, und redete und redete, bis Habermann endlich nachgab.

„Na, Natalie!“ sagte er, als diese hereinkam ... „nun geht ja Dein Wunsch in Erfüllung ... der Doctor will durchaus, daß ich nach Berlin gehe ...“

„Nach Berlin?“ wiederholte diese, die Erstaunte spielend.

„Ja ... um einen berühmten Arzt zu consultiren ... unter anderen Umständen wäre es mir eigentlich lieber gewesen ... na! wie Gott will!“

Dann blickte er sinnend vor sich hin.

„Nehmen wir denn die Mieze mit?“ sagte er nach einer ganzen Weile.

„Ach ja, Papa; ach ja, Papa!“ rief diese

in die Hände klopfend und ihm dann um den Hals fallend.

„Pst! . . . um Gotteswillen!“ sagte der Doctor.

„Herr Jesus!“ fuhr Habermann auf; „was ist denn schon wieder los?“

„Keine Erregung! keine Erregung!“

„Wissen Sie, Solpke,“ entgegnete der Andere, „wenn ich leider nicht schon krank wäre, dann würden Sie mich krank machen mit Ihrem ewigen Pst. Das kann ja ein Gesunder nicht aushalten. — Da ist es freilich besser, wenn ich nach Berlin gehe . . . da habe ich doch wenigstens meine Ruhe!“

„Nimmst Du mich mit, Papa?“ fing das Töchterlein wieder an; „bitte, bitte, bitte, lieber guter Papa!“

„Ja, wenn Du Dich hübsch ruhig verhalten und mich nicht ärgern willst . . .“ meinte dieser.

„Papa . . . ich will still sein, wie ein kleines Mäuschen . . .“

„Und Du wirst mich auch nicht ärgern, Natalie?“ wandte sich der Herr Gemahl an diese.

„Wie kannst Du nur glauben, Hein-

rich? . . . ." antwortete die Frau fast beleidigt.

„Na meinetwegen! . . . dann ist es ja gut . . . dann mag's ja wohl zu meinem Besten sein . . . wie Gott will!"

„Die Luftveränderung . . . die Zerstreuung werden Ihnen auch gut thun . . ." sagte der Arzt . . . „Sie werden wie ein neuer Mensch zurückkommen . . ."

„Mit dem alten bin ich bis jetzt auch ganz zufrieden gewesen," erwiderte Habermann, „aber es mag ja wohl alles so sein, wie Sie sagen . . . na, wann soll es denn losgehen."

„Ja . . . ganz wie Du willst, Alterchen."

„Wenn schon, denn schon!" entgegnete dieser . . . „die Wäsche haben wir ja wohl kürzlich gehabt . . . dann wollen wir uns nur sachte rüsten . . . übermorgen, oder überübermorgen segeln wir ab."

Die beiden Frauen vermochten kaum ihre Freude zu unterdrücken.

„Sehe ich Sie noch vorher, Doktor?" fragte Habermann.

„Gewiß, gewiß, verehrter Freund . . . ich muß Ihnen doch noch einige Rathschläge und Medikamente mitgeben . . . unterwegs bekommen

Sie so etwas nicht. — Auf Wiedersehen also!"

„Auf Wiedersehen, Solpke, auf Wiedersehen!"

Dann ging der Arzt. —

---

17. Kapitel.

Anstalten.

Und diese Regeln präg' in Dein Gedächtniß:
Gib den Gedanken, die Du hegst, nicht Zunge,
Noch einem ungebührlichen die That.
Leutselig sei, doch keineswegs gemein.
Dem Freund, der Dein, und dessen Wahl erprobt,
Mit ehr'nen Haken klammer' ihn an Dein Herz,
Doch härte Deine Hand nicht durch Begrüßung
Von jedem neugeheckten Bruder.

Shakespeare.

Beim Nachmittagskaffee hatte sich Habermann schon so ziemlich an den Gedanken gewöhnt.

Mit der Gewohnheit ist es wie mit der Boa-Constrictor, die einen ganzen Hirsch verschlingen will. Im Anfang erscheint die Ausführung der Absicht rein unmöglich; aber sie leckt und leckt so lange an dem Thier herum,

bis es ganz mit schlüpfrigem Schleim überzogen ist und allmählich sachte hinunterglitscht.

Und die Gewohnheit ist auch wie ein altes, zahnloses Weib, das uns fortwährend ein leises, monotones Lied vorsummt und unsere Gedanken dadurch von Schmerz und Freude abzieht, bis wir beide nach und nach vergessen haben.

Die Gewohnheit nutzt alles ab und trägt alles ab; sie wischt und putzt so lange an den Gegenständen herum, bis sie die schönen, neuen brennenden Farben verlieren, mit denen sie das Auge beleidigt oder erfreut.

An Habermann hatte allerdings die Gewohnheit noch nicht lange herumgestrichen und geputzt; aber die Selbstsucht war hinzugetreten und hatte ihr geholfen, und die ist auch eine treffliche Mitarbeiterin.

Nun es lediglich des Hausherrn Interessen galt, hatten sich seine Ansichten über Berlin sehr wesentlich geändert.

„So schlimm wird's nicht sein, Kinder,“ sagte er bei der zweiten Tasse Kaffee . . . „es wird in den Zeitungen alles übertrieben . . . die Leute wollen ihre Blätter interessant machen, das ist die Hauptsache . . . sie erzählen die grausigsten Geschichten, und nachher widerrufen

sie sie wieder ... oder auch nicht ... wie es ihnen grade in ihren Kram paßt. Das muß man natürlich nicht alles für baare Münze nehmen."

„Du hast es doch aber früher immer geglaubt, Papa ..." fiel das blonde Töchterchen ein.

Jener warf ihr einen strengen Blick zu.

„Fängst Du schon jetzt an, mich zu ärgern!" sagte er; „da werde ich Dich lieber zu Hause lassen ..."

„Aber, Mieze ... ruhig doch! ..." verwies auch die Mama.

„Du hast ganz recht, Habermann," setzte sie dann hinzu; „es reisen ja auch so viele Menschen nach Berlin ... weshalb sollten wir denn nicht auch ...?"

„Nun eben!" stimmte der Gemahl ein; „und Unsereiner ist doch auch nicht auf den Kopf gefallen ... die Bauernfänger werden jedenfalls schlechte Geschäfte mit uns machen ..."

„Das will ich meinen!" bestätigte die Frau.

„Und was die anderweitige Sicherheit angeht, so stehen ja überall Schutzleute ... Einer muß immer rechts sehen, und der Andere links, daß wir gleich immer einen Schutzmann bei

der Hand haben, wenn uns ja etwas passiren sollte ..."

„Ganz richtig! und die Mieze nehmen wir in die Mitte ..."

„Weshalb soll ich denn aber in die Mitte, Papa?" paute das Kind; „da kann man ja gar nichts sehen ..."

„Ruhig!" gebot die Mutter.

Die Tochter machte ein kleines Trotzköpfchen.

„Und im schlimmsten Fall haben wir ja auch immer unseren Abgeordneten, an den wir uns wenden können," fuhr Habermann fort ... „ich werde mir einen Empfehlungsbrief vom Bürgermeister mitgeben lassen ..."

„Woran sollen sie es denn auch sehen, daß wir aus einer kleinen Stadt kommen?" meinte die Frau.

„Nun eben! ... das steht Einem doch nicht hinten auf dem Rücken geschrieben."

„Und dann mit der Sittlichkeit ..." sagte der Hausherr, indem er verschmitzt das linke Auge zukniff ...

„Was meinst Du, Alter?"

„Oder vielmehr mit der Unsittlichkeit ... das wird auch keine große Gefahr haben ..."

Natalie richtete einen fragenden Blick auf ihn.

„Ich glaube, das machen die Berliner mehr unter sich ab ..." redete Habermann weiter .... „Denen ist es einmal so angeboren .... Unsereiner hat gar kein Verständniß und Talent dafür ... wenigstens, was meine Wenigkeit betrifft, so könnte ich in einen türkischen Ha ..."

Hier hielt er inne, weil Natalie ihm plötzlich auf den Fuß trat.

„Was ist denn?" fragte er, sie erstaunt ansehend.

Die Frau blinzelte verstohlen nach dem Töchterlein.

„Raus!" rief Habermann, unter dem Eindruck des Schreckens.

„Aber Papa!"

„Geh' hinaus, Kind," fügte die Mutter etwas milder hinzu.

„Aber Mama!"

„Hast Du mir den Hängsel schon an den Ueberzieher genäht?" fuhr der Erstere fort.

„Ja, lieber Papa!"

„Dann nähe ihn nochmal an ... oder schneide ihn wieder ab ... jedenfalls mache, daß Du 'rauskommst und ärgere mich nicht, sonst bleibst Du zu Hause!"

Die letztere Drohung wirkte so gewaltig,

daß die Kleine allen Trotz aufgab und gehorsam das Zimmer verließ.

„Du bist auch immer so unvorsichtig,“ meinte Natalie.

„Ach ... die ist noch zu unschuldig ... die versteht noch von nichts ...“ entgegnete Habermann, „vor der bin ich so sicher und unbesorgt, als wenn sie in Abraham's Schooß läge ... und was mich selbst betrifft, so könnte ich in einen türkischen Ha ...“

„Aber Heinrich ...“

„Habe Dich doch nicht, Natalie! ... Du wirst es doch wohl vertragen können ... rem gesperrt werden ... ohne daß auch nur die geringste Anfechtung über mich kommen würde.“

„Nun ... und was mich betrifft ...“ meinte die Frau, die sich doch nun auch in die Brust werfen wollte ... „so ist es wohl selbstverständlich ...“

Habermann winkte beschwichtigend mit der rechten Hand.

„Was willst Du damit sagen?“ unterbrach sich Natalie.

„Nun, mit Dir hat es keine Gefahr mehr,“ erklärte der Gemahl.

„Wieso denn nicht?“ fragte die Dame beleidigt.

„Ich bitte Dich ... wenn man in Deinem Alter ist und solche große Tochter hat ...“

„Nun ... ich dächte, anzusehen wäre ich immer noch.“

„Ja, ja!“ machte Habermann gutmüthig ... „anzusehen bist Du freilich noch ... aber zu fürchten brauchst Du Dich nicht mehr ... Dir thut Keiner was ...“

Die Frau war ganz roth geworden vor Aerger; aber das können selbst noch ältere Damen nicht vertragen.

An der Wirkungslosigkeit ihrer Reize zweifeln ist die größte Kränkung, die man ihnen anthun, und der schmerzlichste Stoß, den ihre Eitelkeit bekommen kann.

Es geht den alternden Frauen darin ganz ebenso, wie den geistig herabgekommenen Individuen. Wie Jene gewöhnlich zuletzt oder auch gar nicht erfahren und einsehen, daß man sie über die Achsel ansieht, so wird es diesen ebenfalls weit später als Anderen klar, daß sie bereits „troddlich“ geworden sind, wie Hamlet sagt.

„Du verdienst gar nicht, eine so gute Frau

zu haben," sagte sie schmollend; „es geschähe Dir schon recht, wenn Du üble Erfahrungen machtest."

„Aber, Tälchen!" beruhigte sie ihr Gatte ... „Du wirst mir doch das nicht übelnehmen? — Wir wissen doch gewiß, was Einer vom Andern zu halten hat ..."

Die Frau nickte ihm zu, und dann reichten sie sich die Hand.

„Fest wie ein Felsen, Tälchen! ..."

„Fest wie ein Felsen, Habermann!"

Damit war aber doch nur der äußere Friede hergestellt.

Wenn auch die Frau augenblicklich zu vergessen schien ... oder auch wirklich vergaß ... die Kränkung läßt sich nicht vergessen und springt bei jeder bezüglichen Gelegenheit wieder hervor.

„Darüber könnten wir also ganz ruhig sein," fing der Hausherr nach einem Weilchen wieder an; „was hätten wir denn nun noch alles vorher zu besorgen?"

„Mein Gott; einpacken ... ein paar Abschiedsbesuche machen ..."

„Eine Paßkarte ... eine Paßkarte muß ich mir auch geben lassen," unterbrach sie

Habermann ... „damit man sich doch ausweisen kann, wer man ist ..."

„Weiter wüßte ich wirklich nichts ..." fuhr die Frau fort ...

„Na ja ... das ist ja gut! ... wo denkst Du denn nun eigentlich, daß wir wohnen werden, Tälchen?"

„Ja ..." entgegnete diese ... „ich kenne ja Berlin nicht ... zuerst natürlich im Hôtel ... und wenn es länger dauern sollte, nehmen wir uns vielleicht eine Privatwohnung ..."

„Man könnte bei Zinnwald's absteigen," meinte Habermann, nachdem er eine Zeitlang nachgedacht.

Natalie antwortete nicht.

„Er ist ein geborener Berenter," fuhr der Gemahl fort ... „ein alter Freund und Dutzbruder von mir ... stören würden wir ihn weiter nicht; denn er hat sich zur Ruhe gesetzt und nichts zu thun ..."

Natalie antwortete nicht.

„Eine große Wohnung werden sie schon haben," redete der Andere weiter ... „und Kinder sind auch nicht da. ... Wir würden ihnen gewiß eine große Freude machen, wenn wir uns anmeldeten .... drei so ruhige

Menschen ... und dann käme es doch auch ganz bedeutend billiger ..."

„Darauf brauchten wir doch nicht zu sehen, Habermann ..."

„Freilich nicht, freilich nicht ... aber man hat doch auch gleich einen kleinen Anhalt ..."

„Weißt Du ... die Frau gefällt mir aber eigentlich gar nicht ..."

„Da hast Du recht! ... mir gefällt sie eigentlich auch gar nicht ..."

„Sie hat so etwas spinöses um die Nase herum.."

„Und so etwas katzenfreundliches ... daß man ihr nicht ganz trauen kann ..."

„Wenn sie uns eingeladen hätten, wäre es freilich anders ..."

„Ja ... sie haben uns aber nicht eingeladen und wenn wir ihnen unsere Ankunft melden, sieht es wieder so aus, als wenn wir es ihnen in den Mund legen wollten ..."

„Hm! ... ja! ... Na, dann wollen wir es nur lieber lassen ... im Hôtel hat man ja auch mehr Bequemlichkeit und ist ungenirter ... wenn wir sie brauchen, können wir sie ja immer haben ..."

„In welchem Hôtel werden wir denn absteigen, Habermann?"

„Na … Bürgermeisters und Toppers haben ja im Kölnischen Hof gewohnt … und in der Stadt London …“

Natalie zögerte etwas mit der Sprache.

„Müssen wir es ihnen denn gerade nachmachen?“ fragte sie dann.

„Nun … nachzumachen brauchten wir es ihnen allerdings nicht …“

„Das denke ich auch! … was meinst Du, Habermann, wenn wir … wenn wir …“

„Na … wenn wir was? …“

„Wenn wir im Kaiserhof wohnten …“

„Grade im allertheuersten? …“

„Glaube doch das nicht! … die ersten Hôtels haben ja alle einen Preis … und das würde ein Aufsehen machen in Berent … wenn sie das in der Fremdenliste läsen …“

„Na, darauf kommt es denn auch weiter nicht an … wenn es Dir also besonderes Vergnügen macht …“

Natalie stand auf und gab ihrem Mann einen Kuß.

„Das wird eine so schöne Reise werden,“ jubelte sie … „Du wirst gesund werden … und dann werden wir uns amüsiren!“

„Na! wie Gott will!" stöhnte Habermann, der eigentlich weit mehr die Ruhe und Bequemlichkeit liebte.

Und dann ließ er sich zur Pfeife noch eine dritte Tasse einschänken.

8. Kapitel.

Die Reise.

Leb' wohl, du theures Land, das mich geboren!

Beranger.

Der Tag der Abreise war herangekommen. Doktor Solpke hatte der sorgsamen Hausfrau noch eine Menge Vorsichtsmaßregeln an's Herz gelegt und Medikamente mitgegeben; die Abschiedsbesuche waren gemacht, sieben Koffer, Schachteln und Reisetaschen gepackt und, trotz allen Nachdenkens, nichts vergessen oder verabsäumt, was irgend zu der bevorstehenden Reise angenehm und nützlich sein konnte.

Um punkt drei Uhr war die Extrapost bestellt, die sich in Neustadt an den von Königsberg kommenden Courierzug anschließen sollte.

Die ordinaire Post wurde von Habermann verschmäht, weil es ein heißer Julitag war und er sich nicht gern in den engen, stickigen Kasten einklemmen wollte ... wenn schon, denn schon ... seine Mittel erlaubten es ihm ja auch.

Ehe die Eisenbahnen erfunden waren, fuhren vornehme oder wohlhabende Leute übrigens stets entweder mit eigener Equipage oder mit Extrapost; denn sie hielten es für völlig unmöglich, sich mit Kreti und Pleti in einen Raum zu drängen.

Die Eisenbahn mit ihren verschiedenen Klassen hat diesem Bedenken ein Ende gemacht.

Früher erschienen Damen auch niemals an der Table d'hôte, geschweige denn in Weinstuben oder Restaurants. Seit dem Jahre 1848 sind aber viele Vorurtheile geschwunden, und viele Raupen, die in Köpfen und Köpfchen spukten, haben sich in lustige Schmetterlinge verwandelt.

Die holden Menschenblumen, die früher ihre bevorzugte Luft haben mußten, bewegen sich jetzt mit voller Ungenirtheit im dichtesten Tabaksnebel und rümpfen durchaus nicht die Näschen, wenn sie morgens denselben Wohlgeruch in ihren Kleidern finden.

Die Menschen haben die Zeiten geändert und sich selbst mit ihnen. —

Das Mittagessen war ein bischen früher angerichtet, als es sonst Gebrauch war; aber es wollte nicht schmecken ... die allgemeine Aufregung äußerte sich zwar still, war aber eben deshalb um so gewaltiger.

Habermann hatte seine Vaterstadt seit über zehn Jahre nicht verlassen, und die beiden Damen noch nie. Letztere waren sogar noch nicht mit der Eisenbahn gefahren und hatten kaum eine Vorstellung davon.

Als das Mädchen die Suppe auf den Tisch stellte, liefen ihr die dicken Thränen über die Backen, und als Mutter und Tochter das sahen, fingen sie an, laut zu schluchzen.

„Nanu! Thut mir den einzigen Gefallen!“ brauste der Papa auf; „Ihr denkt wohl wieder nicht daran, daß ich mich nicht aufregen soll!“

Das half, und die Damen aßen mit förmlicher Verzweiflung Suppe und Thränen immer durcheinander.

Das deutsche Beafsteak nachher wollte aber gar nicht hinunter, und Mutter und Tochter quollen bei jedem Bissen die schönen Augen

aus dem Kopf, während Habermann ganz leidlichen Appetit entwickelte.

Da rasselte ein Wagen, und das Posthorn blies.

„Nun ist's Zeit, Kinder!“ rief der Hausherr, sich den blanken, fettigen Mund abwischend; „nur nicht warten lassen ... man kann niemals wissen, was unterwegs für Hindernisse kommen ... Pünktlichkeit ist das halbe Leben ... vorwärts, Natalie! vorwärts, Mieze!“

Damit stand er auf, hing sich das kleine Ledertäschchen um die Schulter, setzte den Hut auf und sah sich nach allen Seiten um, ob er auch nicht noch etwas vergessen hätte.

Die beiden Damen gingen noch 'mal in's Schlafzimmer und kamen nach wenigen Minuten, ebenfalls vollständig gerüstet, wieder zum Vorschein.

„Wir sind bereit, Habermann!“ sagte die Frau.

„Gut! dann kommt hinunter ... es ist die höchste Zeit ...“

Dann stolperte er voran, und seine Familie trippelte hinterdrein.

Unten stand der Doktor Solpke, der es sich nicht nehmen lassen wollte, noch einmal Lebewohl

zu sagen, das Dienstmädchen hielt sich die Schürze vor's Gesicht, und der Postillon war damit beschäftigt, die Gepäckstücke hinten in's Magazin zu laden.

„Warten Sie ... machen Sie noch nicht zu!“ rief Habermann ... „wieviel Stücke haben Sie? ... eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs ... es sind ja blos sechs, es waren aber doch sieben ... Hanne! lauf schnell herauf und sieh nach, wo das siebente Stück geblieben ist!“

„Sie haben es ja in der Hand, Herr Habermann!“ entgegnete das Mädchen; „es ist Ihre Hutschachtel ....“

Und dann brach sie in krampfhaftes Schluchzen aus.

„Na ja! weshalb gibst Du's denn nicht ab?“ eiferte der Hausherr weiter; „sei ruhig und weine nicht ... adieu, lieber Doktor, bleiben Sie recht gesund ... nun macht, daß Ihr 'reinkommt, Kinder; was steht Ihr denn noch und besinnt Euch?“

„Adieu, Frau Habermann! adieu, Fräulein Mieze!“ grölte das dicke Mädchen, an den Wagenschlag tretend; „ach Gott! wenn Sie doch blos erst wieder hier wären ... ich glaube, ich erlebe es gar nicht, bis sie zurückkommen!“

„Sie haben doch alles, verehrte Frau?“ fragte Solpke, ebenfalls am Wagenschlag.

„Alles in Ordnung, lieber Doctor,“ entgegnete jene, ihre Hand auf die Reisetasche legend.

„Schön! schön! aber nur, wenn große Erregung eintreten sollte …“

„Weiß ja … weiß ja …“

Der Postillon schloß jetzt das Magazin und steckte den Schlüssel in die Tasche.

„Platz da!“ rief Habermann, indem er, anstatt Solpke, Hanne den gewohnten Kreuzkuß gab; „nochmals adieu, Doktor! … Und nun halt's Maul und heule nicht länger!“ wandte er sich dann zu Solpke, anstatt zur dicken Hanne … „das ist ja gar nicht mehr auszuhalten … willst Du wohl gleich in's Haus!“

Mit diesen Worten stieß er den Arzt zurück, daß er beinahe hintenüber in den Rinnstein gefallen wäre, kletterte in den Wagen und setzte sich erst seiner Frau auf den Schooß, ehe er in der anderen Ecke Ruhe fand.

„Vorwärts!“ rief er dann; „nun kann's losgehen!“

Der Postillon blies noch einmal, daß die Hunde in der ganzen Nachbarschaft zu heulen

begannen, dann schlug er Habermann mit der langen Peitschenschnur um die Ohren, die Pferde zogen an, und der offene Wagen rasselte über das holprige Steinpflaster.

„So, jetzt wird mir erst wohl!“ sagte der Papa, indem er sich die rechte Backe rieb.

Bei Bürgermeisters und Toppers lagen die Frauen im Fenster und winkten mit den Tüchern Lebewohl.

„Adieu, adieu! recht glückliche Reise!“

„Danke, danke! . . . wir werden einmal schreiben . . . aus dem Kaiserhof!“

Alle Leute grüßten und lächelten, und Habermann blieb in einem Hutabnehmen und setzte ihn erst wieder auf, als sie das alte Stadtthor hinter sich hatten.

„Gott sei gelobt!“ sagte er; „nun wollen wir uns 'ne Pfeife anstecken.“

Durch eine wilde Gegend ging es in vierstündiger Tour zuerst nach Karthaus, auf dem nach ihm genannten Plateau, das den höchsten Theil des baltisch-uralischen Landrückens in Deutschland umfaßt.

Von dem hohen, öden Rücken schweift der Blick auf den tiefunten liegenden Radaune-See,

nach Westen hin zu den höchsten Punkten im Quellgebiet der Leba, des Bukowin und der Stolpe, südlich zu dem dunkel emporragenden Thurmberg, und nach Nord und Ost sieht man das Hochland mit seinem schön bewaldeten Rand zur Danziger Niederung abfallen.

„Ist das Karthaus?" fragte Habermann den Postillon, indem er mit der Pfeifenspitze auf zwei hochgestreckte Kirchthürme wies.

„Ja, Herr! ... das ist Karthaus ... und das große Gebäude dort ist das Karthäuserkloster."

„Papa! mir wird so angst!" flüsterte das Töchterchen ... „ach, Gott, lieber Papa!" —

„Na, das wäre ja noch schöner!" gab dieser zurück ... „ein großes Mädchen und Angst haben ... wovor denn?"

„Ich habe mich immer so sehr vor Mönchen gefürchtet ... müssen wir denn da durch, lieber Papa?"

„Mir wird auch so eigenthümlich bange..." meinte die Mama.

Der Postillon lachte, und dann knallte er, daß Habermann abermals die Peitschenschnur um die Ohren flog.

„Nanu!" sagte dieser, die schmerzende Wange

reibend ... „das wird ja mit einem Mal so windig!"

In Karthaus wurde umgespannt, und währenddessen vertrat sich der Papa ein bischen die Beine, während die beiden Damen sitzen blieben.

Dann gings mit frischen Kräften weiter gen Neustadt, wo es bereits dunkelte, als sie durch's Thor ratterten und durch die ganze Stadt nach dem bescheidenen Bahnhof fuhren.

Der Wagen hielt, und ein Kofferträger trat an den Schlag.

„Wo wollen die Herrschaften hin?" fragte der Mann, seinen Mützenschirm berührend.

„Nach Berlin!" antwortete Habermann.

„In den Kaiserhof!" setzte Frau Natalie hinzu.

„Haben Sie auch Gepäck bei sich?"

„Ja ... sieben Stücke ... hinten im Magazin ... zählen Sie ja genau nach ..."

„Es ist noch eine gute Stunde Zeit, meine Herrschaften ..."

Damit öffnete er den Schlag und half den Damen heraus, denen Habermann nachkletterte.

„Sechs!" sagte dann der Kofferträger, indem er noch einmal seine Mütze berührte.

„Sieben!" entgegnete der Papa.

„Bitte ... sechs!" wiederholte der Eisen-bahn-Bedienstete.

„Aber, ich werde es doch wohl besser wissen, lieber Mann ..."

„Aber entschuldigen Sie ..."

„Ich habe sie ja selbst hineingezählt ... da muß unterwegs eins herausgefallen sein. Postillon! Sie müssen mir dafür stehen ... ich habe sieben Colli gehabt ..."

„Bitte, wir mißverstehen uns," sagte jetzt lächelnd der Gepäckträger ... „ich wollte Ihnen nur bemerklich machen ... ich habe Nummer sechs ... damit Sie wissen, an wem Sie sich nachher zu halten haben ..."

„Aha! ... sehr gut! ... haha! ... haha!"

„Die Kasse ist noch nicht geöffnet .... bitte, treten Sie nur in den Wartesaal .... ich bringe Ihnen dann den Gepäckschein hinein."

„Papa! ... hier sieht es so schwarz und unheimlich aus," meinte das Töchterlein; „ich fürchte mich hier ..."

„Unsinn!" schalt Habermann; „es sind Kohlen ... Du wirst Dich doch nicht vor Kohlen fürchten ... grade wie bei uns in der Küche ... blos ein bischen mehr ..."

Dann traten sie in den Wartesaal, der noch ganz leer und ziemlich dunkel war.

„Setzt Euch, Kinder!“ sagte Habermann; „wollt Ihr nicht eine kleine Erfrischung zu Euch nehmen? wir haben noch eine Stunde Zeit ...“

„Ich danke ... ich habe gar keinen Appetit,“ meinte die Frau.

„Ich danke auch ... ich habe auch keinen Appetit ...“ paute das Töchterchen hinterdrein.

Der Herr Gemahl machte ein eigenthümliches Gesicht und flüsterte dann der Frau Gemahlin etwas in's Ohr.

Sie besann sich etwas und schüttelte dann mit dem Kopf.

Habermann winkte mit der rechten Schulter nach der Mieze hin.

Natalie verstand und flüsterte ihr nun ebenfalls etwas in's Ohr.

„Nein ...“ entgegnete diese ... „ich danke ... ich fürchte mich so ...“

„Na!“ machte der Papa, die Achseln zuckend ...

Darauf sah er sich unbefangen um und ging selber hinaus.

„Es ist gar nicht so ängstlich,“ meinte er, als er wiederkam.

Die Damen ließen sich aber auf nichts ein. Nach einer ganzen Weile erschien Nummer sechs mit dem Gepäckschein.

„Hier, mein Herr ... keine Ueberfracht ..."

„Keine Ueberfracht, bei sieben Colli ..?"

„Nein, mein Herr ... es sind ja auch leichte Stücke dabei ..."

„Haben Sie auch ganz genau nachgezählt ..."

„Ganz genau, mein Herr ... jetzt können Sie auch Ihre Billets lösen ..."

„Schön! ... wollt Ihr mitkommen, Kinder?"

Frau und Tochter zogen es vor, der Aufforderung Folge zu leisten, als allein zu bleiben. Der Kassirer saß bereits hinter dem Fallfensterchen und wartete auf sein Publikum.

„Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle," sagte der Papa, nachdem er sich zwischen die eisernen Barrieren gezwängt; „mein Name ist Habermann."

Der Angeredete antwortete nicht, sondern machte ein befremdetes Gesicht.

„Meine Frau und Tochter! ... kommt doch näher, Kinder ..." fuhr das Familienhaupt fort.

„Herr, machen Sie hier keine schlechten Witze!" brauste der Kassirer auf; „was wünschen Sie denn eigentlich?"

„Ich möchte nämlich mit dem Courierzuge nach Berlin fahren,“ entgegnete Habermann, etwas eingeschüchtert.

„Nach dem Kaiserhof,“ ergänzte die Gemahlin.

Der Beamte wollte noch einmal auffahren; aber der Dame gegenüber beherrschte er sich noch.

„Und da wünschen Sie Billets!“ fragte er wieder im Geschäftston.

„Wenn ich ergebenst bitten dürfte ... drei Billets ... aber recht gute Plätze ... es kommt mir auf den Preis nicht an ...“

„Welche Klasse?“

„Nun, ich dächte, wir nehmen erste ... nicht wahr, Natalie? . . . aber jedenfalls Eckplätze und nicht rückwärts ...“

Der Kassirer legte die Billets hin, und Habermann bezahlte die verlangte Summe.

„Nicht wahr! ... sicher ist doch Ihre Bahn?“ fragte er ... „ich meine ... ob Einem auch nichts wegkommt ...“

„Dafür erhalten Sie ja Ihren Garantieschein ... was wollen Sie denn noch mehr? ...“

„Aha! ... nehmen Sie es nur nicht übel ... und ... und ... Unglücksfälle sind doch wohl nicht zu befürchten? ...“

„Fangen Sie schon wieder an?“ rief der

Beamte, aufgebracht. — „Glauben Sie, daß ich hier sitze, um mich von Ihnen nörgeln zu lassen? —

„Papa, ich werde hier so gedrängt!" ließ sich da das Töchterchen vernehmen; „ich ängstige mich so . . ."

„Aber so machen Sie doch Platz, mein Herr . . . es wollen auch noch andere Leute Billets haben!"

Dann bekamen die drei einen Schupps, daß sie wie aus einem Pustrohr aus dem Gitter flogen.

„Erbarm' Dich, Mann . . . Habermann!" rief Natalie, sich an seinen Arm klammernd.

„Papa, ich fürchte mich . . . wir wollen wieder nach Hause!" sagte fast weinend das liebe Töchterchen.

„Kommt Kinder, wieder in den Wartesaal; aber keine Unruhe, wenn ich bitten darf . . . Ihr wißt . . ."

Diese Aeußerung schlug augenblicklich alles Andere nieder, und die beiden Frauen folgten gehorsam hinterdrein.

Sie mochten kaum zehn Minuten gesessen haben, als ein durchdringendes Pfeifen ertönte, und der Courierzug mit lautem Getöse vorfuhr.

„Einsteigen die Herrschaften auf der Tour nach Berlin!“ rief ein eintretender Beamter mit Stentorstimme.

„Neustadt! zwei Minuten Aufenthalt!“ tönten draußen die Benachrichtigungen der Schaffner.

„Schnell Kinder, schnell!“ sagte Habermann; „hast Du den Nachtsack, Natalie? Mieze, hast Du den Regenschirm und die Plaids? — Gut! ... mir nach jetzt! es ist keine Zeit zu verlieren!“

Damit stürmte er, von den Damen gefolgt, auf den Perron und bekam einen Schaffner beim Arm.

„Sie ... lieber Herr,“ sagte er ... „drei Plätze erster Klasse ... drei Ecken ... und nach vorn ...“

„Wir haben nur ein Coupé erster Klasse,“ antwortete der Beamte eilig ... „und da sind schon drei Eckplätze besetzt ...“

„Was thut das, dann nehme ich die anderen drei,“ meinte Habermann.

„Machen Sie doch keine schlechten Witze, mein Herr ... dafür haben wir jetzt keine Zeit!“

„Ich weiß gar nicht, weshalb ich heute immerzu Witze machen soll,“ wandte sich jener an seine Frau.

„Bitte, einsteigen!“ drängte der Schaffner, als die große Glocke zu bimmeln begann.

„Ich will aber die Vordersitze und drei Ecken!“ trotzte der energische Familienvater ... „ich habe dafür bezahlt.“

„Dann lassen sie sich erst ein Coupé mit sechs Ecken machen, mein Herr ... Wollen Sie nun mit, oder wollen Sie hierbleiben?“

„Gewiß will ich mit! ... natürlich will ich mit!“

„Einsteigen! einsteigen!“ drängte der Bahnhofsinspector mit der rothen Mütze.

Der Schaffner riß eine Thür auf und schob erst Habermann hinein und dann dessen Frau.

„Aber Mieze!“ sagte diese vorwurfsvoll, „was machst Du denn?“

„Ich war es ja nicht, Mamachen ... mich hat ja auch Jemand ...“

Im nächsten Moment war auch sie drin, und die Thür klappte hinter ihr zu.

„Fertig!“ rief der Schaffner.

„Erlauben Sie!“ schrie Habermann, der auf einen andern Herrn gefallen war ... „ich bin noch nicht fertig ... ich sitze noch nicht ...“

Ein schriller, gellender Pfiff; die Maschine stöhnte; der Zug setzte sich langsam in Bewe-

gung, und dicker Rauch strömte zum Fenster hinein.

„Um Gotteswillen! es brennt! Mann ... Habermann! . . . es brennt!“ kreischte Frau Natalie.

„Was ist denn das? Mir ist ein Koffer auf den Schooß gefallen!“ rief eine Stimme im hebräischen Dialekt, indem der Eigenthümer derselben dem auf ihm sitzenden Berenter Bürger einen Stoß gab, daß dieser auf den Platz neben ihm fiel.

„Laß doch halten, Habermann!“ zeterte seine Gemahlin .... „ich sehe ja schon die Funken fliegen ...“

„Unsinn!“ entgegnete dieser, das betreffende Fenster schließend; „das ist ja blos der Rauch aus dem Schornstein.“

Nun saßen sie alle Drei und schauten sich um.

Die Petroleumlampe an der Decke des Coupé's warf ihr unheimlich zitterndes Licht in das Innere des Wagens.

In der einen Ecke nach vorwärts kauerte eine alte Dame mit geisterhaft blassem Antlitz, und in der andern Ecke saß ein junger Mann, während diesem gegenüber der Besitzer des hebräischen Dialekts nächtigte. Neben diesem,

also rückwärts, saß Habermann, dann kam Mieze, und die zweite Ecke rückwärts nahm Frau Natalie ein, welche den Reisesack auf dem Schooß hatte.

„Ich werde mich in Berlin bei unserm Abgeordneten beklagen," sagte Habermann, nachdem er die Häupter seiner Lieben gezählt; „ich habe drei Ecken und zwei Vorderplätze bezahlt, und nun habe ich blos eine Ecke unter drei Rücksitzen."

„Reden Sie doch keinen Stuß!" antwortete der Mann mit dem hebräischen Dialekt ... „das ist ja die reine Unmöglichkeit! Wie soll denn der Kassirer wissen, wieviel freie Plätze auf dem Zuge sind und welche. — Sie sind wohl aus Potsdam, wenn ich fragen darf?"

„Nein ... ich bin aus Berent ..."

„Kenne ich nicht ... das liegt wohl im Monde?"

Als Habermann nicht darauf antwortete, legte sich der Herr mit der hebräischen Nase wieder zum Schlafen zurecht und streckte seine Beine so lang und ungenirt aus, daß er die alte Dame ihm gegenüber belästigte; sie drückte sich tiefer in ihre Ecke hinein, aber sie sagte nichts.

Habermann war noch immer mit der Musterung des Coupé's beschäftigt.

„Stecke doch Deinen Schirm da oben in das Netz, Mieze!“ sagte er; „was willst Du denn das schwere Ding fortwährend in der Hand halten? ... gib doch her! ... da ist ja noch Raum genug.“

Als das Geschäft besorgt war, sah er sich wieder nach allen Seiten um.

„Wir könnten uns doch eigentlich da hinübersetzen,“ meinte er; „zwei Mittelplätze nach vorn sind doch immer besser, als zwei Mittelplätze nach hinten ... komm Mieze!“

Der junge Mann, an dessen Seite sie nun kommen sollte, machte sich etwas schmaler und erwartete schmunzelnd die angenehme Nachbarschaft, als das junge Mädchen zögerte.

„Ich ängstige mich so ... ich möchte lieber bei Mama bleiben,“ sagte sie.

Der junge Mann fühlte sich unangenehm enttäuscht; aber er machte sofort gute Miene zum bösen Spiel.

„Dann könnten wir ja mit unseren Plätzen tauschen, gnädige Frau,“ wandte er sich mit feiner Galanterie an Natalie ... „auf die Weise

blieben Sie Drei zusammen und zwar auf Vorderplätzen ..."

„Ach, Sie sind wirklich zu freundlich ..." sagte Habermann.

„Wir wissen ja gar nicht, ob wir das annehmen können ..." fügte seine Gattin hinzu.

Die vier Personen waren eben aufgestanden, um den Umzug zu vollziehen, als die alte Dame, die dem Semiten gegenüber saß, sich ebenfalls regte.

„Ach, wenn Sie doch ein so umfassendes Deplacement vornehmen," sagte sie, „dann könnten Sie mich vielleicht auch an demselben theilnehmen lassen ... ich sitze hier so sehr unbequem und eingeengt ..."

„Mit dem größten Vergnügen, gnädige Frau," entgegnete der liebenswürdige junge Mann.

Dann setzte er sich dem Orientalen gegenüber, indem er ihm dabei ziemlich unsanft auf die ausgestreckten Beine trat, während Natalie, Mieze und Habermann die Plätze gegenüber einnahmen, und die alte Dame sich langsam durch den ganzen Raum fühlte, um die Ecke zu erreichen, die vorhin Natalie innegehabt.

Sie hatte aber noch nicht die Hälfte des

Weges zurückgelegt, als der Israelit, dem der junge Mann abermals auf den Fuß getreten, emporfuhr und sich wild umsah.

„Na!“ sagte er; „zieht alles um, kann ich auch umziehen!“

Damit rutschte er schnell auf seiner Bank nach rechts, so daß er die andere Ecke vor der alten Dame erreichte und diese dadurch nöthigte, wieder umzukehren und von dem Platz Besitz zu nehmen, den Jener soeben verlassen.

Nun war also das Placement folgendes geworden: vorwärts saßen jetzt Natalie, Mieze, Habermann und der junge Liebenswürdige; diesem gegenüber die alte Dame und Natalien gegenüber der Mann aus Palästina.

„Willst Du nicht die schwere Reisetasche auch da oben in's Netz legen?“ wandte sich der Gemahl an seine Gattin; „gib her, was willst Du denn das Ding fortwährend auf dem Schooß halten?“

„Ach nein, laß sie mir lieber,“ entgegnete die Frau, sie fast liebevoll umklammernd; „sie belästigt mich wirklich gar nicht.“

Der Zug rasselte unheimlich in die Nacht hinein, manchmal wie aufschreiend, wenn er sich im Vorbeirasen an einem Wächterhaus zu stoßen

fürchtete, oder die Stimme zu dumpfem Murmeln senkend und wie zur Vorsicht mahnend, wenn es über eine Brücke ging.

Das eintönige Geräusch, die ungewohnte Anstrengung und schließlich das Gewohnsrecht der Natur begannen ihre unwiderstehliche Macht an den Insassen des Coupé's zu äußern.

Die Augen fielen zu und gingen wieder auf, fielen abermals zu und gingen abermals auf, bis es immer seltener und seltener geschah, und die Gedanken auf Wanderschaft gingen in das nebelhaft unklare Reich der Träume.

Der Hebräer hatte sich, trotz der warmen Nacht, in seinem Pelz zusammengekauert wie ein Igel; die alte Dame wurde immer geisterhafter, bis sie aussah, als wenn sie gestorben wäre; Natalien's Haupt sank auf den Nachtsack hinab, den sie von Zeit zu Zeit instinktmäßig höher heraufzog; das Töchterchen ließ den Kopf auf die linke Schulter sich neigen, wie eine müde Lilie, die das Mondlicht küßt; Habermann machte ein fast blödsinniges Gesicht und bewegte manchmal wie im Traum die Lippen, und der junge Mann neben ihm bog sich, jedesmal wenn er aufwachte, nach vorn, um einen Blick auf das holde Mägdelein zu werfen.

An den kleinen Stationen raste der Courierzug vorüber; auf den größeren hielt er auch nur kurze Zeit.

„Lauenburg ... zwei Minuten!" klangen die Stimmen der Schaffner durch den nächtigen Traum.

Dann ging's weiter mit der stöhnenden Höllenmaschine.

„Nun sitze ich ja doch wieder rückwärts!" sagte Habermann, einen Moment aufwachend und mit blödem Auge um sich schauend ... „nein! ich sitze vorwärts," lallte er dann, nachdem er sich überzeugt ... „es kam mir grade vor, als wenn ich rückwärts säße." —

Endlich schlief der junge Mann auch ein, und unheimliche Stille herrschte in dem kleinen Raum.

Plötzlich fuhr der Hebräer mit gewaltsamem Ruck aus seiner Ecke empor und sah sich wild um.

„Es hat mir Jemand auf die Nase geschlagen!" rief er aus; „wer hat mir auf die Nase geschlagen? — Auf der nächsten Station werde ich mich beschweren beim Herrn Bahnhofsinspektor, daß mir Jemand auf die Nase geschlagen hat!"

„Das werden Sie wohl geträumt haben," brummte der junge Mann, ohne die Augen aufzumachen.

„Geträumt?" wiederholte der Andere; „da habe ich auch wohl geträumt, daß Sie mir vorhin mit die Beine gestoßen? — Wer das Eine gethan, kann auch das Zweite gethan haben. Ich werde mir beschweren auf der nächsten Station beim Herrn Bahnhofsinspektor."

Die Anderen schliefen wieder ein; aber der Israelit blieb wach ... er hatte seinen Platz bezahlt, und nun wollte er auch die Rechte desselben genießen.

Nach ziemlich langer Fahrt hielt der Zug endlich.

„Stolp!" riefen die Schaffner; „Stolp! eine Minute Aufenthalt!"

Sofort riß der Jude das Fenster herunter.

„Herr Bahnhofsinspektor!" rief er heraus; „Herr Bahnhofsinspektor!!"

„Tasse Kaffee gefällig!" rief die dünne Stimme eines Kellners auf dem Perron.

„Hier! ... hier!" fuhr der Hebräer, mit dem ganzen Arm winkend, fort, weil er den

Inspektor erschaut, der sich suchend nach dem Rufer umblickte ... „hier! hier!“

Der Kellner, in dem Glauben, daß er gemeint sei, stürzte heran, stieg auf das Trittbrett und hielt das Tablett mit den Tassen empor.

„Gehen Sie weg! ... was wollen Sie!“ schrie der Mann mit der Nase ... „was stehen Sie mir im Wege ... ich will den Herrn Bahnhofsinspektor sprechen.“

Dabei winkte er wieder mit dem ganzen Arm, und im nächsten Moment klirrten sämmtliche Tassen auf das Pflaster.

Der Kellner machte einen Lärm, daß der ganze Bahnhof zitterte.

„Mein Herr! — Sie haben mir die Tassen heruntergeworfen! ... Sie müssen mir die Tassen zahlen, mein Herr ... drei Mark sechszig Pfennige, mein Herr ...“

Der Zug setzte sich schon wieder langsam in Bewegung.

„Was ist denn da los?“ fragte der Bahnhofsinspektor, auf das betreffende Coupé zuschreitend.

„Der Herr hat mir alle Tassen heruntergeworfen,“ wandte sich der Kellner sofort an Jenen.

„Herr Inspektor! ... Herr Inspektor!“ wollte der Jude ihn überschreien; „ich habe einen Schlag auf die Nase bekommen ... sie thut mir noch weh ... gewiß und wahrhaftig! ...“

„Reden Sie doch nicht solch' dummes Zeug!“ erwiderte dieser ... „wie kann Ihnen denn der Mensch auf die Nase schlagen, wenn er ein schweres Tablett trägt!“

Dann sprach er einige Worte zu einem Schaffner und der Zug brauste davon.

„Werd ich mir beklagen auf der nächsten Station beim Herrn Bahnhofsvorsteher ...“ sagte der Israelit ... „werd' ich schon sehen, wie ich zu meinem Recht komme!“ —

Mit den Worten zog er das Fenster wieder auf und kauerte sich in seinen Pelz zusammen wie ein Igel.

Auf dem halben Wege nach dem ziemlich entfernten Köslin gab es plötzlich einen so lauten Knall, daß sämmtliche Passagiere des Coupé's aus dem Schlaf schreckten.

„Was war das?“ rief der Jude zuerst ... „haben Sie gehört? ... es muß 'was gesprungen sein an der Lokomotive ...“

In demselben Moment gab es noch einen Knall, und dann noch einen, und gleichzeitig

spritzte und zischte ihm ein Wasserstrahl grade in's Gesicht.

„Da haben wir's!“ fuhr der Nasenmann mit einer Stimme fort, als wäre ihm der Athem benommen; „der Wasserkessel ist geplatzt ... im nächsten Augenblick fliegen wir in die Luft ... Hilfe! ... Hilfe!“ —

„Rettung! Rettung!“ zeterte die alte Dame.

„I mein Gott, das ist ja gar nicht möglich!“ meinte der junge Mann; „wir fahren ja ganz ruhig weiter.“

„Papa! Papa!“ rief das Töchterchen, sich an seine Seite schmiegend.

„Zischen höre ich es auch,“ sagte Habermann; „aber ich fühle doch noch nichts ...“

Die Anderen drückten sich in demselben Sinne aus.

Frau Natalie war die allerruhigste bei dem aufregenden Vorfall ... sie schien mehr verlegen als erschreckt zu sein und drückte den Reisesack mit noch größerer Liebe an sich, denn zuvor.

Der Jude war unterdessen aus seinem Pelz herausgekrochen und hatte sich gewandt, um auf die Bank zu knien und die Nothflagge loszumachen.

In demselben Moment, als er grade noch mit dem Knöpfen beschäftigt war, sprühte und zischte es von neuem los, ohne daß man im Dunkeln sehen konnte, woher es kam und wohin es ging.

„Gott Du Gerechter!“ schrie der Hebräer, die eine Hand wie zum Schutz nach hinten haltend, „wenn Sie nischt fühlen, ich fühle es destomehr ... Gott Du Gerechter, was hat der Strahl für 'ne Kraft!“

Mit diesen Worten hatte er die Nothflagge losgemacht und wandte sich nun wieder zurück, um sie zum Fenster hinauszuhalten.

In demselben Moment aber, als er wieder seine Vorderfront zeigte, zischte und sprühte ein dritter Strahl und zwar mit solcher Gewalt auf ihn los, daß er erschreckt auf seinen Platz zurücksank.

„Himmlischer Vater!“ stöhnte er; „jetzt kommt's schon von allen Seiten! ... wir sind geliefert! ... wir sind geliefert!“

Dann ermannte er sich aber, riß mit der einen Hand abermals das Wagenfenster herunter und schwenkte die Fahne, indem er dabei schrie wie ein Zahnbrecher.

Es dauerte auch gar nicht lange, so ertönte

ein schriller Pfiff, und der Zug kam allmählich zum stehen.

„Was gibt's denn hier schon wieder?" fragte ein Schaffner an das Coupé tretend.

„Der Wasserkessel ist geplatzt!" entgegnete der Jude in höchster Aufregung; „lassen Sie uns 'raus! — machen Sie die Thüre auf, sonst kommen wir hier jämmerlich um unser Leben!"

„Herr! Sie sind ja verrückt!" antwortete ihm der Beamte; „auf der vorigen Station haben Sie schon solchen Unfug getrieben ... Verrückte dürfen nicht mitfahren ... in Köslin werden Sie ausgesetzt ... der Wasserkessel soll geplatzt sein ... solche Idee! ... das würden wir doch zuerst gesehen haben ..."

Dann gab er das Zeichen zum Weiterfahren, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

„Selber verrückt!" raisonnirte der Jude, das Fenster wieder aufziehend ... „zuerst gesehen haben! ... ich habe es auch nicht zuerst gesehen; aber ich habe es zuerst g e f ü h l t ... ich bin doch ganz naß ... im Gesicht ... und vorne ... und hinten ... das kann ich mir doch nicht einbilden, daß ich naß bin, und daß es mir

überall hingespritzt ist, mit 'ner ganz schrecklichen Gewalt . . . werd' mer schon beklagen auf der nächsten Station beim Herrn Bahnhofsvorsteher . . ."

Dann trocknete und wischte er noch eine Weile an sich herum und kauerte sich schließlich wieder in seinem Pelz zusammen.

Unter den übrigen Insassen des Coupé's trat weiter keine Veränderung ein, als daß Frau Natalie ihren Nachtsack unter die Bank schob.

„Siehst Du wohl, nun wird er Dir doch zu schwer," meinte Habermann; „gib ihn her, ich werde ihn oben in's Netz legen."

„Ach nein, lieber Heinrich, laß nur . . . ich habe ihn doch lieber bei mir . . ."

Damit war die Sache erledigt.

„Köslin!" riefen die Schaffner, am Zuge entlang eilend; „Köslin! . . . fünf Minuten Aufenthalt!"

„Nun wollen wir schon sehen . . ." sagte der Jude . . . „nun wollen wir schon sehen!"

Kaum hielt der Zug, als der Jude auch schon wieder anfing, zu schreien.

„Machen Sie hier auf! . . . ich will mir beschweren beim Herrn Bahnhofsvorstand . . . mer

ist Unrecht geschehen . . . machen Sie auf! ich will heraus."

Einige Minuten später kam auch schon der betreffende Beamte, von einem Schaffner gefolgt, an's Coupé, und ließ dasselbe öffnen.

„Steigen Sie aus und nehmen Sie Ihre Effekten mit," sagte er; „Sie sind der Ruhestörung angeklagt und haben eine unnöthige Verzögerung herbeigeführt . . . schnell steigen Sie aus . . . und kommen Sie mit in mein Bureau."

Während der Nasenmann dem Befehl Folge leistete und mit seinem Handgepäck herauskletterte, wurden die Thüren schon wieder geschlossen.

„Einsteigen die Herrschaften! Die verlorene Zeit muß wieder eingebracht werden."

Gleich darauf tönte auch die große Glocke, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

„Halt!" rief Habermann in demselben Moment; „halt! unser Schirm ist weg! Der Herr hat unsern Schirm mitgenommen!"

Aber es half nicht mehr; der Train fuhr weiter.

„Hier unten liegt ja etwas hartes," sagte der junge Mann, indem er sich bückte.

Gleich darauf brachte er den vermißten Regenschirm zum Vorschein.

„Da ist er ja . . . Gott sei Dank!“ rief Habermann.

„Er ist aus dem Netz gefallen,“ meinte Frau Natalie.

„Und wahrscheinlich dem Juden auf die Nase,“ setzte der junge Mann hinzu.

„Mich wundert nur, daß sie gar nicht von dem gesprungenen Dampfkessel gesprochen haben,“ bemerkte Habermann.

„Es wird auch wohl mit natürlichen Dingen zugegangen sein . . .“

Frau Natalie wurde verlegen und sah nach ihrer mit Brillanten besetzten Uhr.

Als nun Ruhe eingetreten war, forderte die Natur wieder ihre Rechte, und die ganze Gesellschaft schlummerte ein.

Es ging über Belgard, Labes und Freienwalde . . . in Stargard wurde es Tag.

Als der Zug im Bahnhof hielt, flüsterte Mieze ihrer Mama etwas in's Ohr.

Die Mama machte ein eigenthümliches Gesicht und flüsterte dann dem Papa etwas in's Ohr.

Der Papa machte ebenfalls ein eigen-

thümliches Gesicht, lehnte sich aus dem Wagenfenster und winkte einen Schaffner heran.

Dann flüsterte er ihm etwas zu, und der Schaffner zuckte die Achseln.

Habermann wandte sich um und machte eine bedauernde Miene.

Die Mutter machte ebenfalls eine bedauernde Miene, und die kleine Mieze sah aus, als wenn sie weinen wollte.

Der junge Mann lächelte.

Dann ging der Zug wieder weiter.

In Stettin war aber etwas länger Aufenthalt, und da wurden die Mienen wieder froher.

Der Morgen war duftig und frisch, und die liebe Sonne lachte vom blauen Himmel herab ... es ging durch blühend fruchtbares Land, und auf dem Bahnhof in Angermünde wurden Apfelkuchen und Taschenmesser feilgeboten.

Der Papa kaufte drei Apfelkuchen und war seelenvergnügt.

„Seht doch, Kinder! ...“ rief er, während ihm die Hälfte der Torte auf die Hosen fiel ... „die Stadt da drüben sieht grade aus, wie unser Berent.“

„Aber Mann ... Habermann!“ rief die Frau entsetzt, indem sie das Stück Kuchen fortnahm ... „da hast Du Dir ja einen furchtbaren Fleck auf das helle Beinkleid gemacht!“

„Wo denn?“ fragte der Gemahl ... „ach, das Bischen!“

Dann versuchte er, ihn mit dem ebenfalls hellen Rockschooß auszureiben und hatte dort nachher einen ebensolchen Fleck.

„Schadet nichts,“ meinte er lächelnd; „das wird alles in Berlin wieder reingemacht.“

Nun kümmerten sie sich auch nicht weiter darum, sondern bewunderten die Gegend.

Die Mieze sah nun ebenfalls vergnügt aus und kaute mit einem ganz freundlichen Gesichtchen.

In Neustadt-Eberswalde wurde es noch bedeutend hübscher, und anderthalb Stunden später fuhr der Zug in den schönen Ostbahnhof von Berlin.

„Berlin! Berlin!“ riefen die Schaffner und öffneten die Thüren.

Frau Natalie und ihrem Kinde klopfte das Herz.

„Nun nur alle Packete in die Hand genommen!“ rief der Papa.

Der junge Mann empfahl sich, die alte Dame nickte ebenfalls mit ihrem weißen Kopf, und die Familie aus Berent suchte ihre sieben Sachen zusammen.

---

9. Kapitel.

Der Ostbahnhof.

O Straßburg, o Straßburg,
Du wunderschöne Stadt! —

Wenn man am Endziel seiner Reise ankommt, empfindet man stets mehr oder weniger ein Gefühl der Beklommenheit um die Magengegend herum, und selbst wenn Einem der Ort schon bekannt ist, wiederholt es sich, wenn auch in schwächerem Grade, immer auf's neue.

Das mag aber wohl nur bei nervösen oder poetischen Naturen der Fall sein, was so ziemlich auf dasselbe herauskommt; denn die Poesie ist in gewisser Beziehung eine Nervosität des Geistes.

Die poetische Natur äußert sich aber nicht immer durch niedergeschriebene oder gedachte Verse, sondern auch oft in Liedern ohne Worte, in einem unbestimmten Klingen, über das man sich selbst nicht klar Rechenschaft geben kann.

Dieses unbestimmte Klingen und Singen hörte die Familie Habermann auch ... allerdings äußerst unbestimmt; aber sie hörte es doch, und dieses ganz geringe Etwas ist mir immer noch lieber, als wenn bei einem Menschen kein Puls schneller klopft und keine Ader heftiger zuckt, beim Eintritt in eine fremde Stadt, oder beim Wandern durch eine berühmte Gegend.

Wenn Menschen über das Schlachtfeld von Leuthen gehen und sehen nichts anderes als was der Inspektor und Schäfer sieht, dann sind sie nicht viel mehr als dessen Schafe. —

Hier steht der Klee recht gut, und da sind die Kartoffeln mißrathen; aber den König sehen sie nicht dort oben auf seinem hohen Geisterschimmel, und Driesens muthige Schwadronen hören sie nicht über das dröhnende Erdreich donnern, und wenn sie ins Dorf kommen und bemerken ein Stück Kirchhofsmauer, das anders aussieht als das andere, dann träumt ihre Seele nichts davon, daß Möllendorf's

Grenadiere die Steine mit den Bajonetten ausgebrochen.

Die Menschen sind alle todt, die jene Schlacht geschlagen; das Häuflein Knochen, das vom großen König übrig geblieben, ruht in einer stillen Gruft der Friedenskirche zu Potsdam; die Leiber der anderen Helden liegen entweder hier unter der grünenden Flur, oder sie sind zerstreut im preußischen Vaterlande; aber die That bleibt ewig jung und frisch, und wenn der Dichter über die erinnerungsreiche Stätte geht, dann ruft er sie alle wieder zusammen, und wie einst dem leiblichen Feldherrn die lebenden Kämpen, so gehorchen jetzt die Schatten der Stimme des Dichters, der der Feldherr ist über die Geister. —

„Haben Sie auch Gepäck, lieber Herr?" meldete sich ein Träger, indem er an Habermann herantrat.

„Ja!" entgegnete dieser, seinen Zettel aus der Westentasche kramend und ihn dem Mann einhändigend.

„Fünf!" sagte der Mann im Abgehen.

„Sieben .... bitte, sieben!" rief ihm der Reisende nach; dann besann er sich aber und lächelte.

„Die Geschichte ist ja schon 'mal dagewesen," dachte er; „mir wollen immer meine sieben Gepäckstücke nicht aus dem Kopf ... ja! ... man muß sich um seine Sachen kümmern, dann hat man nichts zu befürchten, weder Bauernfänger, noch ..."

„Ich bringe Ihnen alles nach der Droschke!" sagte der Träger, indem er sich in der Thür noch einmal umwandte.

„Schön, lieber Freund, schön! — Kommt Kinder, kommt! — Hast Du den Nachtsack, Natalie? ... Hast Du den Regenschirm, Mieze? ... Immer mir nach! ... Da stehen ja eine ganze Menge Droschken!"

Damit steuerte er auch gleich auf eine zu und riß den Schlag auf.

„Immer hinein, Kinder, immer hinein! unser Gepäck muß gleich kommen."

„Bitte, geben Sie mir Ihre Blechmarke!" sagte der Kutscher, als die Damen saßen.

„Was denn für 'ne Blechmarke?" entgegnete Habermann, den Kopf aus dem Wagenfenster steckend.

„Die Ihnen der Beamte am Ausgang gegeben hat ..."

„Welcher Beamte? ... an welchem Ausgang?"

„Na, mein Gott ... der Mann in Uniform, der da auf dem Perron steht ...“

Der Papa sah seine Damen an, ob die etwas davon verstanden hätten .... aber sie schienen nicht.

„Mir hat aber Niemand eine Blechmarke gegeben?“ sprach er dann wieder aus dem Fenster hinaus.

„Ja, wenn Sie keine Blechmarke haben, dann müssen Sie wieder aussteigen,“ sagte der Kutscher.

„Fällt mir gar nicht ein ... Sie müssen mich fahren, wohin ich will ...“

„Nach dem Kaiserhof,“ setzte Frau Natalie hinzu.

„Ja, wenn Sie eine Blechmarke hätten, von Herzen gern, aber ohne Blechmarke geht es nicht.“

„Kommt wieder 'raus, Kinder!“ wandte sich Habermann an seine Damen; „der Mensch ist betrunken ... es sind ja noch eine Menge andere Droschken da.“

Die Familie folgte seinem Beispiel, und der Papa riß einen anderen Wagenschlag auf.

„So! — hier ist's auch hübscher und nicht so eng wie in der ersten ... hinein Kinder,

hinein! .... da kommt schon der Träger mit unseren Sachen."

„Sie!" rief der Kutscher, als alle saßen.

Die Gesellschaft hörte nicht, weil Jeder noch zu rücken und zu arrangiren hatte.

„Sie!" wiederholte der Rosselenker, indem er mit dem Peitschenstock an's Fenster klopfte.

„Was gibt's denn?" fragte Habermann, den Kopf hinaussteckend.

„Sie haben mir ja Ihre Blechmarke noch nicht gegeben."

„Der auch!" dachte Habermann; „die scheinen hier alle zusammen gefrühstückt zu haben ... das wirst allerdings ein trübes Licht auf die sozialen Zustände Berlins ... schon so früh am Tage ... oh! ... oh! ..."

Jetzt war der Gepäckträger heran und lud sich stöhnend die Stücke von Rücken und Schultern.

„Hilf' sie mir ein bischen aufladen!" sagte er zum Kutscher.

„Der Herr hat mir die Blechmarke noch nicht gegeben," antwortete dieser.

„Na, geben Sie sie ihm doch!" meinte der Träger, sich den Schweiß abtrocknend.

„Lassen Sie mich zufrieden! .... wissen Sie das!" brauste Habermann auf ... „legen

Sie die sieben Stücke auf's Dach und dann vorwärts!"

„Nein, sehen Sie, das geht aber nicht, lieber Herr," erklärte der Mann; „wenn Sie keine Blechmarke haben, dann darf er Sie nicht fahren."

„Hol' Sie der Teu ..." rief der Reisende; als ihn aber seine Frau beruhigend am Rockschooß zupfte, ließ er den Satz unvollendet.

„Die Sache hat doch am Ende ihre Richtigkeit, Alter."

Dieser stieß einen erleichternden Luftstrom aus, als wenn er seiner inneren Gluth ein Ventil öffnete.

„Schön!" sagte er dann; „wo gibt es denn die verdamm ... wo gibt es denn die Blechmarken?"

„Oben auf dem Perron bei dem Beamten in Uniform ..."

„Wartet einen Augenblick, Kinder; ich bin gleich wieder da."

Mit diesen Worten stieg er aus der Droschke, lief im kurzen Hundeträbchen über den Platz, sprang die Stufen nach dem Perron empor und sah sich wild um.

„Wo war denn aber der Beamte in Uniform? —

Er sah aber doch keinen Beamten in Uniform. — Sollte der Kofferträger vielleicht den Menschen mit der rothen Mütze gemeint haben? ... Na, das war auch eine schöne Uniform! ..."

Dann eilte er aber sofort auf denselben zu.

„Bitte, geben Sie mir doch 'ne Blechmarke!" sagte er keuchend.

Der Dienstmann blinzelte ihn erst eine ganze Weile an.

„Sie sind wohl aus Kalau ... nicht wahr?" meinte er dann, „wir sind aber hier keine Potsdamer." —

Damit wandte er sich und ließ Habermann ganz verblüfft stehen.

„Der hat auch 'nen Schwipps," dachte er dann ... „weshalb soll ich denn aus Kalau sein? — Und das in Berlin keine Potsdamer sind, das weiß ich allein ... ich habe es ja immer gesagt, diese Stadt ist ein Sodom ... ein Gemorr ..."

In dem Moment kam ein Officier in Helm und Paletot aus dem Portal.

„Aha!" reflectirte unser Reisender ... „das ist er ... nun haben wir ihn ..."

Dann stürmte er auch sogleich auf ihn zu.

„Ach bitte, wollen Sie mir schnell eine Blechmarke geben,“ sagte er.

„Sie haben sich an eine falsche Adresse gewandt,“ entgegnete Jener freundlich ... „dort steht der Schutzmann, der die Marken verabreicht, aber sie sind bereits vergriffen .., ich habe die letzte bekommen.“

„Bitte um Entschuldigung ... bitte tausendmal um Entschuldigung,“ sagte Habermann, der jetzt ebenfalls seinen Irrthum bemerkte ... „na, das ist ja eine schöne Geschichte ... wie soll ich denn nun mit meinen beiden Damen und sieben Gepäckstücken nach der Stadt hineinkommen!“

„Soll ich Ihnen vielleicht eine Droschke holen?“ fragte der Dienstmann, der die Unterhaltung angehört hatte und dem nun die Situation klar geworden; „hier sind sie alle belegt ... hier bekommen Sie keine mehr.“

„Wenn Sie so freundlich sein wollen,“ entgegnete Habermann, der nun ebenfalls zum Verständniß durchgedrungen.

Der Dienstmann machte sich auf den Weg, und sein Auftraggeber begab sich zur Familie zurück, die betrübt neben den sieben Colli's und dem ungeduldigen Träger stand.

„Sie müssen mir das Doppelte bezahlen,“ sagte dieser; „ich habe durch das lange Warten zuviel versäumt.“

„Da haben Sie, lieber Freund!“

Nach wenigen Minuten kam nun auch die bestellte Droschke, mit dem Dienstmann auf dem Bock, lustig angerumpelt, und noch eine Minute später war alles ein- und aufgeladen.

„Wohin, lieber Herr?“ fragte der zufriedene Dienstmann.

„Nach dem Kaiserhof!“ rief Natalie, ehe ihr Mann sich besinnen konnte.

„Schön! ... hott!“

Und das elende Fahrzeug grämelte wieder von dannen.

Nun gab es aber ein Sehen rechts und links aus den Wagenfenstern.

„Cüstriner-Platz!“ las das Töchterchen an einer Straßenecke.

„Ach, wie reizend!“ meinte die Mama ... „ganz anders wie in unserm kleinen Berent.“

„Und überall Schutzleute,“ setzte der Papa schmunzelnd hinzu; „da kann man doch jeden Augenblick Hilfe und Beistand haben.“

„Grüner Weg!“ las Mieze wieder; „der ist ja aber gar nicht grün.“

Dann ging es in das alte, finstere, historische Berlin.

„Ich habe es mir doch schöner gedacht,“ bemerkte Natalie.

„Ich dachte, alle Häuser wären von Gold,“ meinte die kleine Mieze.

„Aber überall Schutzleute!“ sagte schmunzelnd der Papa.

Beim Hausvogtei-Platz kam man erst wieder aus dem Gassengewirr, dann bog der Wagen in die Mohrenstraße.

„Nun wird es aber schön, nun wird es aber schön!“ rief das Töchterchen ... „sieh doch, Mama, die Säulen und oben die dicken nackten Kinder ...“

Habermann warf ihr einen verweisenden Blick zu.

„Es sind kleine Mädchen ... nicht wahr, Mama?“

„Aber Mieze, ich bitte Dich ...“

Plötzlich erweiterte sich die Straße, und die Droschke rumpelte unter das weite Portal eines gewaltigen Hauses.

„Ach, Papa, hier wohnt wohl der König?“ fragte die Kleine, große Augen machend.

Gleich darauf ward gehalten, und ein schöner

Mann riß die Wagenthür auf und nahm die Mütze mit dem breiten goldenen Rande ab.

„Guten Morgen, die Herrschaften," sagte er; „darf ich bitten? ... "

Damit half er Habermann heraus.

„Morgen, meine gnädigste Frau!"

Natalie machte ihm einen tiefen verbindlichen Knix.

„Morgen, mein gnädigstes Fräulein ..."

„Ach Sie sind zu gütig, mein Herr," erwiderte diese, mit tiefem Erröthen.

„Darf ich bitten, meine Herrschaften ..."

„Ich habe sieben Colli," rief Habermann, indem er mit den Seinen durch die Glasthür trat.

10. Kapitel.

Im Kaiserhof.

Gott grüß' Dich, Bruder Straubinger,
Wie kommst Du denn nach Halle?
Gott grüß' Dich, Bruder Breslauer,
's hat mir sehr gut gefalle.

Studentenlied.

„Bitte, wollen Sie nicht gütigst Platz nehmen," sagte der Portier, graciös auf eine elegante Bank deutend; „der Herr Inspektor hat noch einiges zu erledigen, wird aber gleich zu Ihren Diensten sein."

Dann machte er ihnen ein verbindliches Kompliment und setzte die goldene Mütze wieder auf.

Die drei Habermanns, die bereits Platz genommen, erhoben sich wieder und dienerten und knixten.

In dem Moment kamen die Sachen.

„Ist das Ihr Gepäck, mein Herr?“ fragte einer der Hausknechte.

„Ja,“ entgegnete der Angeredete ... „sieben Colli ... eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben ... bitte, setzen Sie nur hierher ...“

Es geschah, und der Hausknecht ging wieder ab.

„Wißt Ihr was, Kinder,“ meinte der Papa, indem er eine Weile sinnend vor sich hingeblickt ... „hier gehen eine Masse Menschen aus und ein ... die Sache kommt mir nicht ganz sicher vor ... wollen wir uns nicht lieber auf unser Gepäck setzen? dann kann uns gewiß nichts gestohlen werden.“

Die Damen waren es natürlich zufrieden, und so placirte sich denn Jeder auf einen Koffer, und die kleineren Stücke wurden zwischen denselben vertheilt; außerdem nahm Natalie den Nachtsack auf den Schooß, die Mieze hielt den Schirm, und Habermann hatte die Füße auf das Plaid-Packet gestellt.

„Ist das der Kaiserhof?“ tuschelte die Frau ihrem Gemahl zu.

„Nun, natürlich!“

„Gott, wie schön!“

„Gott, wie schön!“ wiederholte gewohnheitsmäßig das Töchterchen.

„Still doch!“ verwies der Papa . . . „sollen uns die Leute denn für Kleinstädter halten?“

Und damit nahm er ein nachlässig vornehmes Wesen an und trommelte sich mit seinen dicken Fingern auf dem Knie herum.

Mutter und Tochter starrten mit offenem Munde die prachtvolle Treppe an, die nach dem Speisesaal führt, und gingen dann mit den Augen höher und höher, daß ihnen die Köpfe zuletzt ganz im Genick lagen, als wenn ihnen die Kehle durchgeschnitten wäre.

Habermann spielte noch immer den nachlässigen Bonvivant, beobachtete das Leben und faßte von Zeit zu Zeit mit der einen Hand nach dem Koffer, auf dem er saß, während er die andere nach der Hutschachtel hinabgleiten ließ, die an seiner Seite stand.

Das war ein ewiges Kommen und Gehen, als wenn ein Stillstand gar nicht denkbar sei.

Ein Hôtel ist ein nicht ganz mißlungener Versuch zu einem Perpetuum mobile; denn völlig einschlafen thut es fast nie, selbst wenn der letzte müde Kellner sein Bett gesucht, selbst wenn in der Küche die Rüben zum nächsten

Tage abgeschabt, selbst wenn im Waschkeller der ekle Seifenduft schon kalt geworden; dann ruckt es noch bis gegen Morgen an der Klingel, und der Portier zieht am Cordon, wie der auch müd gewordene Pulsschlag des Hôtels, der keine Ruhe finden kann.

Und wenn der letzte Nachtschwärmer, bleich wie das bleiche Morgenlicht, nach Hause kommt, dann erhebt sich schon wieder der Hausknecht von seinem dürftigen Lager, um alle seine Stiefel abzuwichsen und alle seine Sachen auszuklopfen, und die Hôtelmädchen fegen müd' und gähnend ihren Flur.

Deshalb ist auch in einem solchen Hause alles nervös, vom Wirth herunter bis zum Kellnerburschen.

Der Wirth kommt aus einem gewissen, nervösen Lächeln gar nicht heraus; alles, was er thut, thut er lächelnd; sogar an der Table d'hôte kann er sich nicht einmal mit Ruhe satt essen; denn jeden Gast führt er an seinen Platz, jedes Gericht begleitet er mit den Augen, jeden Kellner treibt sein Blick zum Eifer an. Und wie der Herr, so auch die Dienerschaft: Niemand hat Zeit, Niemand geht langsam, alles läuft, alles zittert, alles sieht bleich und hohläugig aus.

Wenn man mehrere Tage im Hôtel wohnt, bekommt man ebenfalls sein Stück Nervosität. Wie kann der Mensch denn dabei ruhig bleiben? Dies Klappern, dies Klingeln, dies Rufen, dies Schrillen der Telegraphenleitung, dies Laufen auf den Treppen .... und wenn man bei Tische noch beim Braten sitzt, sieht man die blassen Oberkellner schon zusammenrechnen, was man verzehrt ... wie die unheimliche Vergeltung, die unsere Sünden aufnotirt.

Ein ewig Kommen und Gehen wie in einem Ameisenhaufen.

Die Thür geht auf, die Thür geht zu; die Treppe kommt's herunter, die Treppe geht's hinauf; Koffer werden geholt, Koffer werden gebracht; Kellner werden gerufen, Kellner kommen herbei; Gäste rufen hier, und Gäste rufen da.

Der Inspektor hat noch alle Hände voll zu thun.

„Die Rechnung auf Nro. 10! ... Kaffee auf Nro. 26! ... Ein Glas Portwein für Excellenz Marse ... aber schnell! Excellenz wollen ausgehen! ...“

Da kommen ein Herr und eine Dame die Treppe herab.

„Werden die Herrschaften an der Table d'hôte speisen?“ fragt ein sich krümmender Kellner.

„Nein ... wir fahren nach Potsdam.“

„Wann ist denn die Table d'hôte? ...“ erkundigt sich ein dicker Herr mit hängender Unterlippe.

„Um fünf Uhr, Erlaucht.“

Der Aufzug geht hinauf; der Aufzug geht hinab.

„Sieh doch, Papa ... Papa!“ ruft das Töchterchen ... „die Leute schweben ja da in der Luft.“

„Still doch! — man wird ja schon aufmerksam auf uns! ...“

Und dann machte er wieder ein unbefangenes Gesicht und pfiff sich ganz leise ein Liedchen dazu.

„Sitze doch grade, Mieze!“ sagt die Mama, den Nachtsack höher auf ihren Schooß ziehend.

Da kommt ein Herr wüthend in die Halle gerast.

„Ich kann mein Zimmer nicht finden!“ ruft er wild; „was ist denn das für eine Wirthschaft hier! — Wo ist denn 68? ... Ich habe schon das ganze Hôtel herumgesucht. — Erst

kommt 67 und dann kommt gleich 69 ... da fehlt doch die 68 dazwischen!"

„Die 68 ist grade gegenüber," schreit der Inspektor ... „die Nummern wechseln immer ab ... das erleichtert die Orientirung ..."

„Mag den Teufel die Orientirung erleichtern!" entgegnete der Herr, in höchster Rage wieder abstürzend.

Durch die große Glasthür tritt jetzt ein junges Paar und bleibt erst eine Weile schüchtern stehen.

Der Mann ist blond, hat etwas ängstliches und riecht, als wenn man bei einer Apotheke vorbeigeht, und die Frau ist brünett und schlägt die dunklen Augen nieder.

Nachdem sie eine Zeit in dieser Situation verharrt, sehen sie einander an, als wenn sie sich fragen wollten, was nun zu thun sei.

Dann faßt sich der junge Mann ein Herz und zieht das junge Weibchen zum Verwalter des Hôtels heran.

„Ach ... entschuldigen Sie, Herr Inspektor ..." sagt er verlegen ... „mein Name ist ..."

Da tritt ein vornehm aussehender Herr hinzu, der eine Blume im Knopfloch hat.

„Herr Inspektor ... mein Portwein war sehr schlecht ...“ wendet er sich an diesen.

„Entschuldigen, Excellenz ... wohl ein Versehen vorgefallen ...“

Der junge Mann, der hierdurch unterbrochen, faßt sich ein Herz ...

„Mein Name ist Kelbitz,“ knüpft er wieder an ... ich habe aus ...“

„Ich wünsche, daß das nicht wieder vorkommt ...“ fängt da der vornehm aussehende Herr wieder an.

„Excellenz können sich bestimmt darauf verlassen ...“

Der junge Mann sieht seinen Unterbrecher an, ob er noch etwas sagen will, und fährt dann bescheiden fort.

„Sie entschuldigen wohl ... mein Name ist Kelbitz, und ich habe aus Küsel geschrieben ...“

„Sonst werden Excellenz nicht wieder hier absteigen ...“ fängt Sir Maxse noch einmal an ... „Excellenz werden in allen Punkten zufriedengestellt werden, Excellenz.

Ach, Sie entschuldigen wohl,“ beginnt, als der vornehme Herr gegangen, der junge Mann abermals ... „mein Name ist ...“

„Ich weiß, ich weiß,“ unterbricht ihn diesmal

der Inspektor; „Sie sind Herr Küsel und haben aus Kelbitz um ein Zimmer geschrieben ...“

„Bitte um Vergebung, mein Herr ... ich heiße Kelbitz und habe ...“

„Nummer 256!“ ruft der Inspektor einem Kellner zu ... „bringen Sie Herrn Küsel auf 256 ...“

„Bitte, mein Herr,“ sagt der Kellner, einen Schlüssel vom Brett nehmend.

„Ein Zimmer mit zwei Betten ...“ wendet sich der junge Mann schüchtern an den Verwalter.

„Ganz recht! ... aber bitte ... noch einen Augenblick ... hier ist eine Depesche für Sie angekommen ... an Herrn Kelbitz ... Sie sagten aber doch vorhin, Sie hießen Küsel ...“

„Bitte ... ich sagte Ihnen, ich hieße Kelbitz und wäre aus Küsel ...“

„Nichts für ungut, Herr Küsel ...“

„Wollen Sie die Güte haben, Herr Küsel,“ erinnert der nervös wartende Kellner.

„Willst Du nicht erst die Depesche lesen, Philipp?“ meint die kleine Frau.

„Von Deiner Mama!“ entgegnet Jener, das Couvert zerreißend ... das ist schon die dritte, seitdem wir heute Morgen getraut wurden ...“

„Dann ließ er das Blatt wieder sinken und blickte sein junges Weibchen an.

„O, Liddy!“ seufzte er . . . „Liddy . . .“

„Willst Du nicht aber die Depesche lesen, Philipp?“

„Sehr gern!“

Hierauf äugelte er auf das Papier und las: „Guter Philipp! Liddy ist ein zartes Blümchen. Schwören Sie einer unglücklichen Mutter, darauf Rücksicht zu nehmen. Rückantwort bezahlt.“

„Mama ist so gut!“ hauchte die kleine Frau.

„Ach, dürfte ich wohl eine Depesche aufschreiben?“ wandte sich der junge Mann abermals an den Inspektor.

„Bitte, treten Sie in's Bureau.“

„Hast Du auch von mir gegrüßt?“ fragte Liddy, als er wieder herauskam.

„Gewiß, mein süßes Weibchen.“

„Wollen Sie nun die Freundlichkeit haben, Herr Küsel . . .“ drängte der nervöse Kellner.

„Sagen Sie . . . ist das Zimmer auch recht ruhig?“ flüsterte während des Hinanklimmens der junge Gatte, indem er mit langen Schritten dem Voraneilenden zu folgen suchte und seine geliebte Liddy hinter sich her zog.

„Sehr ruhig!“ entgegnete der Kellner ... immer zwei Stufen auf einmal nehmend.

„Wer wohnt denn neben uns?“ fragte der Blondin weiter, indem er ebenfalls zwei Stufen nahm.

„Eine gewisse Frau Amtsräthin Rübe mit ihrem Sohn ...“

„Sagen Sie ... wie alt ist wohl der Sohn ...“

„Na ... ich schätze ihn so auf siebzehn ... achtzehn ...“

„Aber, Philipp, Du reißt mir ja den Arm aus!“ klagte hinten die kleine Frau.

Endlich war der Wettlauf beendet, und der Kellner schloß ein Zimmer auf.

„Würden Sie sonst noch etwas zu befehlen haben?“ fragte er.

„Nein ... augenblicklich nicht ...“

„Werden die Herrschaften an der Table d'hôte speisen?“

„Ich glaube nicht ... wir haben noch gar keinen Hunger.“

Als sie allein waren, flammte der schüchterne junge Mann plötzlich auf wie ein Vulkan.

„Oh, Liddy!“ rief er, indem er mit ausgebreiteten Armen auf sie zuging.

„Aber mein Gott! ich fürchte mich ja vor Dir!“ sagte die liebe Kleine, hinter den Tisch flüchtend.

Als der Kellner wieder auf dem Flur war, zog ein seltsames Lächeln um seinen Mund.

„Junges Ehepaar,“ sagte er . . . „heute Morgen erst getraut . . . haha! . . . haha!“

Und dann lief er die Treppen hinunter, als wenn seine Knochen von Kautschuk wären.

„Nun könnten wir doch auch bald herankommen,“ sagte Natalie zu Habermann.

„Gewiß!“ entgegnete dieser; „ach, da kommt eben der Herr Inspektor aus seinem Bureau . . . ich werde es ihm sagen . . . gib Acht auf meinen Koffer und die Hutschachtel.“

Damit stand er auf und ging auf den Verwalter zu.

„Dürfte ich jetzt auch wohl um meine Zimmer bitten . . .“

„Sie wünschten zwei . . . für sich allein?“

„Nein . . . meine Frau und Tochter sind auch mitgekommen . . . aber ich muß allein schlafen . . . weil ich schnarche . . .“

„Das Haus ist fast ganz besetzt . . . . wenn ich Ihnen noch mit Nummer 281 und 82 dienen kann?“

„Das ist wohl schon ein bischen hoch ... wie?“

„Allerdings vier Treppen .... aber Sie können sich ja aufziehen lassen ...“

„Ich kann mich aufziehen lassen?“ .... wiederholte Habermann, ein wenig erstaunt; dann blickte er, seiner Gewohnheit nach, eine Weile vor sich hin.

„Was sagst Du denn dazu, Natalie?“ wandte er sich schließlich an seine Frau ... „hast Du Lust, Dich aufziehen zu lassen?“

Die Gattin wußte nicht, was sie darauf erwidern sollte, und zog anstatt dessen den Nachtsack höher auf ihren Schooß.

„Wir wollen uns die Sache noch überlegen,“ sagte Habermann zum Inspektor.

„Ganz nach Belieben, mein Herr.“ —

Damit entfernte er sich wieder.

„Wollen wir nicht lieber in ein anderes Hôtel gehen, Nata ...?“ wollte der Gatte mit seiner Gattin wieder in Unterhandlung treten; bevor er jedoch die letzte Silbe ihres Namens über die Lippen gebracht, unterbrach er sich selbst, riß die blaßblauen Augen auf, öffnete den Mund und starrte, als wenn ein Gespenst vor ihm aufgetaucht, fest und unverwandt auf einen Punkt.

Als Natalie und das Töchterchen es bemerkten, machten sie ähnliche Gesichter, aber mit noch etwas entsetzterer Färbung ... dann stießen sie einen gemeinschaftlichen gellenden Angstschrei aus.

„Hilfe! ... Hilfe! ... Mann! ... Habermann! — Erbarm' Dich doch! ... Papa! ... Papa!"

Der Genannte bekam ebenfalls einen Schreck und sah sich wild um.

„Herrje!" rief er aus, „was ist denn los? — Was schreit Ihr denn so? ..."

„Habermann! Dich rührt der Schlag," zeterte Natalie weiter ... „Habermann! ... Habermann!"

„Na ja! Da haben wir die Geschichte! entgegnete dieser; „wo denn? ... wo denn?"

Und damit begann er mit den Armen zu schlagen und abwechselnd seine dicken Beine emporzuziehen, daß es aussah, als wenn er eine Tarantella tanzen wollte.

„Es ist ja gar nicht wahr!" sagte er nach einer Weile .... „ich kann ja noch alles bewegen .... was erhebt Ihr denn für ein Geschrei? .... die Leute sehen uns ja schon alle an —"

„Weshalb stiertest Du denn aber so vor Dich hin, Heinrich?"

„Ich stierte ... na, höre 'mal! — ich glaubte, Jemand zu erkennen ..."

„Wen denn? ..."

„Na ... Zinnwald mit seiner Frau ... die früher in Berent wohnten ..."

„Aber wo, Heinrich ... wo?"

„Da! ... da! Der Herr, der immer mit der Nase zuckt, als wenn er etwas riechen wollte ... das war seine Angewohnheit; weißt Du denn nicht mehr? ..."

„Richtig! ... richtig ... und das ist ja auch Amalie, meine Schulfreundin ... wodurch können denn die aber erfahren haben, daß wir heute angekommen sind?"

Der Herr Gemahl antwortete nicht darauf.

„Zinnwald! ... Zinnwald!" rief er anstatt dessen.

Der Betreffende zuckte etwas stärker mit der Nase und blickte sich nach allen Seiten um.

„Zinnwald! ... Zinnwald! ... hier ... hier."

Jetzt machte dessen Frau ebenfalls große verwunderte Augen.

„Herr Zinnwald ... jener Herr dort scheint

Sie sprechen zu wollen," bedeutete ihn ein Kellner.

Dadurch erhielten seine Blicke die richtige Direction.

„Was muß ich sehen!" rief er, noch bedeutend heftiger mit der Nase zuckend .... „Habermann! ... bist Du es denn wirklich?"

„Nun, natürlich bin ich es ... natürlich bin ich es!"

Im nächsten Moment lagen sie einander in den Armen und drückten sich.

„Natalie!" „Amalie!" kamen zwei weibliche Ausrufe hinterher ...

Dann lagen sich die Jugendfreundinnen ebenfalls gegenseitig am Busen und küßten sich ...

Das Töchterchen stand dabei und lächelte verlegen.

„Weißt Du ... nun laß es gut sein ..." stöhnte Habermann nach einer Weile ... „Du drückst mir das Blut so sehr in den Kopf ... das könnte mir Schaden thun ..."

„Na ... nun sage aber um alles in der Welt!" fragte Zinnwald, indem seine Nase immer aufgeregter wurde ... „wie kommst Du denn hierher nach Berlin? Das ist wirklich

eine Ueberraschung, die ich mir nicht hatte träumen lassen ..."

„Das werde ich Dir ein andermal erzählen ... das führt uns jetzt zu weit," entgegnete der Andere ... „wenn wir 'mal behaglich bei einander sind ..."

„Meine theure, innig geliebte Natalie!" rief, mitten unter Küssen und Drücken, die Jugendfreundin, die sich vor Wonne und Seligkeit gar nicht lassen konnte ... nein, diese unbeschreibliche Freude, die Du mir durch Dein Wiedersehen bereitest. — Und das ist wohl die kleine Mieze, die damals noch im Kinderkleidchen ging ... mein Gott! wie groß und hübsch geworden .... laß Dich doch umarmen, mein lieber, kleiner Engel, Du!"

Das Töchterchen wollte in wohlerzogener Weise die Hand küssen, ließ ihr dabei den Regenschirm auf die Füße fallen, daß Frau Zinnwald schmerzlich das Gesicht verzog.

Die Mama hatte, damit ihr nicht etwas ähnliches passiren möchte, vorher den Nachtsack auf die Erde gestellt.

„Wollen wir uns aber nicht ein bischen setzen?" schlug Habermann vor, „da plaudert es sich ja bequemer."

Der etwas kurzsichtige Zinnwald, in der Meinung eine Bank hinter sich zu haben, bog sich in den Knien und ließ sein Gesäß immer weiter und weiter hinab, ohne den niedrigen Koffer erreichen zu können.

Als er sich schließlich nicht mehr in dieser Schwebe zu halten vermochte, richtete er sich wieder auf und drehte sich um.

„Was ist denn das? ... die Bank kommt ja gar nicht,“ sagte er ... „aber das ist ja ein Koffer ... weshalb soll ich mich denn auf einen Koffer setzen?“

„Nimm's nicht übel ... wir gehen nicht gern von unseren Sachen weg ... ich hatte s·ben Colli ... eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs ... sieben ... noch sind sie alle da ... man muß sich hier in Berlin in Acht nehmen ...“

„Ach, ich bitte Dich! was Ihr Kleinstädter Euch für Vorstellungen von uns macht!“

„Was führt Euch denn aber zu uns?“ fragte Frau Zinnwald, nachdem sie nun auch das Fräulein Tochter abgeküßt; „doch hoffentlich ein glückliches Ereigniß ... vielleicht eine Verlobung? ... Einkaufen der Aussteuer?“

„Ach nein!“ entgegnete Natalie, während Mieze erröthend die Augen niederschlug ... „ich

werde es Dir später erzählen ... wenn wir einmal behaglich beim Täßchen Kaffee beisammen sind ..."

„Und Ihr seid hier abgestiegen ... im Kaiserhof?"

„Ja ... wir logiren immer im ersten Hôtel ..."

„Du böses Kind Du! ... weshalb habt Ihr uns denn aber nicht benachrichtigt? ... wir hätten Euch ja so gern ein Zimmer eingeräumt ..."

„Ach ... die Umstände ..."

„Durchaus nicht ... man steigt doch bei seinen Freunden ab ... wir hätten uns so unendlich gefreut ... wir haben eine so geräumige Wohnung ... Köthener Straße 2."

Zinnwald zwinkerte seiner Frau einen mißbilligenden Seitenblick zu, durch den diese sich aber durchaus nicht einschüchtern ließ.

„Was hat man denn nun von einander?" fuhr sie mit schmelzendem Lächeln fort; „wie anders, wenn man von früh bis spät beisammen ist und sich so viel zu erzählen hat ... so viel ..."

„Ach, wir danken Dir wirklich recht sehr für Deine große Freundlichkeit, liebe Amalie ...

aber Habermann hat seine kleinen Gewohnheiten ... und drei Personen ... das ist doch immer störend ..."

„Aber, im Gegentheil, Kind! ... „ich würde gar keine größere Wonne gekannt haben, als es Euch in unserer Häuslichkeit so recht angenehm und behaglich zu machen ... Euch den kleinsten Wunsch von den Augen abzusehen. ... Weißt Du, daß ich ganz traurig bin über das Verschmähen unserer Gastfreundschaft ..."

„Du gute, liebe Amalie! ... das nächste Mal werden wir gewiß von Eurer gütigen Erlaubniß Gebrauch machen ..."

Zinnwald zwinkerte seiner Frau einen mißbilligenden Blick zu, durch den sich diese durchaus nicht getroffen fühlte.

„Aber woher dies fast wunderbare Zusammentreffen?" sagte Habermann zu seinem alten Freunde und Duzbruder ... „Ihr konntet doch unmöglich von unserer Ankunft unterrichtet sein ..."

„Freilich nicht," entgegnete der Andere ... „wir erwarteten unsere Tante, die Frau Amtsräthin Rübe aus Kalau, die ihren Sohn auf die Universität bringt ..."

„Wir hatten sie so herzlich gebeten, bei

uns zu wohnen," unterbrach Amalie ihren Eheherrn; „aber sie haben es uns ebenfalls abgeschlagen, die Unartigen, und hier im Kaiserhof Wohnung genommen ... wir kommen eben von ihnen herunter ... vier schlimme Treppen ... mir zittern noch die Knie ..."

„Nun wollen wir Euch aber nicht länger aufhalten," meinte Zinnwald; „wenn man eine Nachtreise gemacht hat, so ist man müde und sehnt sich danach, den Rock ein bischen auszuziehen."

Hier unterbrach er sich aber und richtete seinen Blick auf einen Punkt von Habermann's Körper.

Dieser machte ein verwundertes Gesicht und sah dann ebenfalls dorthin.

„Was hast Du denn da gemacht?" fragte Zinnwald endlich.

„Wo?" meinte der Andere; „wo soll ich was gemacht haben?"

Der Duzbruder deutete mit seinem rechten Zeigefinger nach dem Rockschooß.

„Ach so!" sagte Habermann lachend ... „das ist vom Apfelkuchen ..."

„Und da auf dem Beinkleid?"

„Auch vom Apfelkuchen ... es sieht schlecht

aus, nicht wahr? ... Ich werde die Sachen gleich mit dem Hausknecht zum Schneider schicken .... daß er mir die Flecke ausmacht ..."

„Gewiß! ... während Du Dir den Reisestaub abgewaschen und ein Stündchen geruht hast, sind sie wieder da ... auf Wiedersehen also! ..."

„Auf Wiedersehen, liebster Freund, auf Wiedersehen!"

„Adieu, Natalie! ... Du besuchst mich doch recht bald, nicht wahr? ... ich vergehe vor Ungeduld, bis ich Dich bei mir sehe ..."

„Du gutes, liebes Herz, Du ..."

„Und Ihr speist doch gewiß einmal bei uns? wir würden uns so unendlich freuen ..."

„Wenn Du erlaubst ... wie gern ..."

„Auf recht, recht baldiges Wiedersehen also!"

„Adieu, adieu, alter Freund! ..."

„Und wie groß und hübsch die kleine Mieze geworden ist ... ich kann sie gar nicht genug ansehen ... ein reizendes Kind ... ein ganz reizendes Kind ... weshalb habe ich nicht auch solche Tochter?"

Ihr Gemahl zwinkerte ihr einen mißbilligenden Seitenblick zu.

Die kleine Mieze wollte der Tante Zinnwald aus Dankbarkeit die Hand küssen; als diese es jedoch bemerkte und zu fürchten schien, daß ihr wieder der Regenschirm auf den Fuß fallen könnte, trat sie schnell einen Schritt zurück und hing sich dann an den Arm des Gatten, um sich mit ihm unter fortwährendem Zurücknicken zu entfernen.

„Aber, was machst Du denn, Malchen?“ sagte Zinnwald, als sie draußen auf der Straße waren; „Du ladest uns da mir nichts Dir nichts drei Personen auf den Hals!“

„Aengstige Dich doch nicht, Paul,“ entgegnete diese ... „die Leute kommen ja nicht ... ebensowenig, wie Tante Rübe gekommen ist ... aber es macht sich doch freundlicher, wenn man sie einladet ... sie sind einem dafür doch Gegenaufmerksamkeiten schuldig ... wie werden die Leute sich denn in eine enge Stadtwohnung einzwängen ... Leute, die soviel Geld haben ... wie dieser Habermann und die Tante Rübe ...“

„Und zum Mittag hast Du sie ebenfalls eingeladen ... die Wirthschaft, die uns das machen würde ...“

„Unsinn, Paul! ... wie kannst Du nur

solche Gedanken haben! ... wenn reiche Leute nach Berlin kommen, wollen sie nicht einfache Hausmannskost essen, sondern etwas haben für ihr Geld. ... Wir haben sie jetzt eingeladen, nun müssen sie uns wieder einladen; das ist doch ungeheuer leicht zu begreifen ... ein Diner im Kaiserhof ... wie wird Dir dabei, wenn Du daran denkst? ..."

Zinnwald schmunzelte, zuckte sehr heftig mit der Nase und leckte sich die dünnen Lippen ab ...

„Du bist doch eine kluge Frau! ..." sagte er ...

„Das will ich meinen, Paul ... Du bist mir gar nicht dankbar genug für das, was Du an mir hast ... ich bin ein wahres Muster von einer Frau ..."

„Nun, ich dächte, mit mir könntest Du aber auch zufrieden sein ..." entgegnete der Herr Gemahl.

„Na!" sagte die Frau mit leichtem Achselzucken und einem spöttischen Zug um die Nasenspitze herum.

„So? ... bin ich nicht ebenfalls ein Muster ... ein Tugendmuster?" rief Zinnwald, sich in die Brust werfend.

„Ja!“ antwortete Malchen, mit dem Ausdruck tiefster Ueberzeugung, dem sie eine leichte Ironie beimischte; „Du verdientest wirklich, eine goldene Medaille dafür zu bekommen.“

---

11. Kapitel.

Qual ohne Wahl.

Vom Regen in die Traufe.
Sprüchwort.

„Doch recht freundliche Leute, die Zinnwald's," sagte Habermann, als er wieder mit den Seinen allein war ... „sie hätten uns so gern bei sich gehabt ..."

„Wir sind aber doch hier bequemer," meinte Natalie, indem sie sich wieder auf den Koffer setzte und den Nachtsack neben sich stellte.

„Papa ... bekommen wir denn nicht bald unsere Zimmer?" fragte das Töchterchen, mit einem nervösen Zittern.

„Ja ..." entgegnete dieser ... „die Zinnwald's haben uns nur so lange aufgehalten ...

ach bitte ... Herr Inspektor," wandte er sich dann an diesen ... „wie ist es denn nun mit den Zimmern? ... sind währenddessen keine leer geworden?"

„Freilich ... aber auch schon wieder besetzt .."

„O ... weshalb haben Sie mir denn das aber nicht gesagt?"

„Es waren alles nur einzelne Zimmer, mein Herr ..."

„Ja .... dann wird uns freilich nichts anderes übrig bleiben. .... Was meinst Du, Natalie ... wollen wir denn die Zimmer im vierten Stock nehmen?"

„Ja! .... ja! ...." drängte Mieze .... „nimm sie doch nur, Papa .... nimm sie doch nur!"

„Gewiß!" bestätigte auch die Mutter ... „ich möchte doch so gern im Kaiserhof wohnen ..."

„Schön! ... Herr Inspektor, wollen Sie uns dann 281 und 82 anweisen lassen ..."

Dieser zuckte aber bedauernd die Achseln.

„Thut mir außerordentlich leid," sagte er ... „die Zimmer sind währenddessen vergeben worden ... ich könnte Ihnen jetzt nur noch 301 und 303 anbieten ... aber sie liegen nicht nebeneinander ..."

„Nicht nebeneinander," wiederholte Habermann, indem er fragend seine Frau ansah ..."

„Da müßte Einer von uns allein schlafen," gab diese mit leiser Stimme zurück.

„Natürlich ich, mein Kind."

„In Deinem Zustande ... bedenke doch ... wenn Dir die Nacht etwas zustieße ..."

„Aha! ... hm, hm ... ja freilich ... dann müßtest Du also allein schlafen ..."

„Ich? ... und wer sollte denn zur Aufsicht bei Dir sein? ... das geht doch nicht ..."

Habermann dachte eine Weile nach.

„Aha!" machte er dann ... „hm, hm ... ja freilich ... dann müßte also die Mieze allein schlafen ..."

„Aber Heinrich! ... das Kind ... in einem großen Hôtel ..."

„Aha! ... hm, hm! ... na ja ... aber wer *soll* denn eigentlich allein schlafen?"

Dann blickte er wieder sinnend vor sich hin.

„Es ist allerdings merkwürdig, daß drei Personen sich nicht in zwei Zimmer theilen können," meinte er schließlich ... „aber ich finde keinen Ausweg ... ich finde absolut keinen ..."

„Nehmen die Herrschaften also die Zimmer?" fragte der Inspektor.

„Nein! entgegnete Habermann ... es geht nicht ... es geht beim besten Willen nicht ... oder würden Sie uns vielleicht einen Rath geben können, wie wir uns vertheilen sollen, ohne daß ...“

Die Frau zupfte ihren Gatten am Rockschooß ...

Der Inspektor, der mehr zu thun hatte, entfernte sich lächelnd.

„Was willst Du denn? ... was zupfst Du denn?“ fragte Habermann, sich umwendend.

Natalie verdrehte die Augen und neigte den Kopf verstohlen nach ihrer Tochter hin.

„Ach so,“ machte der Papa ... „na ja ...“

In diesem Moment trat ein einfach gekleideter Mensch zu ihnen heran.

„Entschuldigen Sie, meine Herrschaften,“ sagte er ... „würden Sie vielleicht nach dem kleinen Kaiserhof gehen?“

Habermann warf einen stechend beobachtenden Blick auf ihn.

„Kleinen Kaiserhof?“ fragte er; „was ist das?“

„Ein Hôtel ... gar nicht weit von hier ... da sind noch zwei Zimmer ...“

„Ach Gott, Papa! ... besinne Dich doch nicht so lange ...“ quälte das Töchterchen.

„Ich werde Ihnen die Sachen hinübertragen,“ sagte der bescheidene junge Mann, indem er die Hand nach der Reisetasche ausstreckte.

„Nein ... lassen Sie stehen!“ gebot Habermann streng ... „glauben Sie nicht etwa, daß wir Kleinstädter sind ...“

Der junge Mensch lächelte und verließ das Hôtel.

„Hast Du gesehen?“ fragte der Gemahl seine Gattin.

„Was denn, Heinrich?“

„Den Blick? ... die Menschenkenntniß? ...“

„Aber wieso denn, Heinrich?“

„Nun ... das war ein Bauernfänger ... ja, wenn Ihr mich nicht bei Euch hättet ...“

„Das würde ich ihm allerdings nicht angesehen haben ...“ erwiderte die Frau ... „ich hätte ihn eher für einen Hausknecht gehalten.“

Habermann wiegte mit selbstbewußter Miene den Kopf.

„Ich werde mich selbst einmal in der Nachbarschaft umsehen ...“ sagte er dann ... „sowie hier zwei geeignete Zimmer frei werden, bestelle ich sie für uns.“

Damit zählte er noch einmal seine sieben Colli, setzte den Hut auf und wandte sich zum Gehen.

„Papa! .... nimm mich mit!“ bat das Töchterchen mit nervösem Zittern ... „bitte, bitte, lieber Papa, nimm mich mit!“

Dieser machte ein bedenkliches Gesicht.

„Du willst die Mama allein lassen?“ sagte er.

„Ach, um mich sei unbesorgt,“ entgegnete jene .... „mich findest Du ganz unversehrt wieder.“

„Natürlich gehst Du nicht vom Gepäck fort, Natalie ... ich mache Dich dafür verantwortlich, Natalie.“

„Komm, Papa, ... komm doch!“

„Ich bin übrigens in einer kleinen Viertelstunde wieder hier.“ —

Dann entfernten sich Vater und Tochter, und die Mama blieb wie ein treuer Schäfer mit den sieben Gepäckstücken allein.

In dem Vestibül des großen Hôtels herrschte noch immer reges Leben und Treiben ... es wogte an, es wogte ab.

Frau Natalie beobachtete alles mit aufmerksamem Blick.

Da kam eine ältere Dame mit einem jungen Menschen die große Treppe herab.

Die ältere Dame war mittelgroß, mager,

hatte eine Adlernase und etwas hervorstehende Backenknochen und zog den jungen Menschen neben sich her, der siebenzehn, höchstens achtzehn Jahre sein mochte und ein gedankenlos träumerisches Ansehen hatte. Er war einen Fuß größer als die Dame, die ihn am Handgelenk führte, sonst nicht übel gebildet und trug langes, hellbraunes Haar, das ihm ziemlich glatt und schlicht auf Schultern und Rücken herabfiel.

„Herr Inspektor! ... wo ist denn der Herr Inspektor?“ rief die Dame, sowie sie den Fuß auf die letzte Stufe gesetzt, mit einer unangenehm knarrenden Stimme ... „wo ist denn der Inspektor? — Aber Alexander!“ wandte sie sich dann zu dem jungen Mann, der träumend an ihrer Seite stand ... „bekümmere Dich doch auch ein wenig um unsere Angelegenheiten ... Du bist doch am Ende ein Mann ... Herr Inspektor! ... wo ist denn der Herr Inspektor?“

Der Gerufene trat aus seinem Bureau.

„Was steht zu Ihrem Dienst, Frau Amtsräthin?“ fragte er höflich.

„Aber, Herr Inspektor ... ich bitte Sie um Gotteswillen,“ begann die Dame sogleich mit ihrem unsympathischen Organ ... „wie können

Sie mir ein solches Zimmer anweisen ... es ist ja empörend" ... —

„Aber, Frau Amtsräthin ... ich dächte, das Zimmer wäre sehr elegant ... außerdem nach vorn heraus gelegen ... Sie übersehen fast den ganzen Wilhelmsplatz ..."

„Ach, lassen Sie mich doch mit Ihrem Wilhelmsplatz zufrieden!" entgegnete die magere Frau ... „was habe ich denn von Ihrem Wilhelmsplatz? ... Ruhe will ich haben ... Ruhe ... aber diese Nachbarschaft, Herr Inspektor! ... diese Nachbarschaft! ..."

„Ich wüßte in der That nicht, Frau Amtsräthin ..."

Diese ließ den jungen Mann los und schob ihn ein paar Schritte von sich fort; dann kehrte sie zum Inspektor zurück.

„Ein junges Ehepaar!" tuschelte sie ihm ins Ohr, indem sie ein paar gewaltige Augen machte.

Der Inspektor zuckte lächelnd die Achseln.

„Seine Berechtigung hat es am Ende auch ..." entgegnete er.

„Meinetwegen mag es seine Berechtigung haben ..." sprach die ältere Dame dagegen, ... „aber alles zu seiner Zeit ... und alles

an seinem Ort ... aber, ich bitte Sie ... unmittelbar neben meinem Zimmer ... wo ich mit meinem Sohn wohne ... und wo ich ihm die Kirchenväter überhöre ..."

Der Inspektor stand wie auf Kohlen und machte Miene, sich zu entfernen; aber die Amtsräthin Rübe hielt ihn am Handgelenk zurück.

„Bedenken Sie doch ... ein Kandidat der Theologie!" tuschelte sie weiter, indem sie sich auf die Fußspitzen erhob, um das Ohr des Hotelverwalters besser erreichen zu können ... und dann machte sie ihm wieder ein paar Augen, als wenn sie ihm etwas ungeheures gesagt hätte.

Der Inspektor seufzte.

„Und zwischen je zwei Kirchenvätern gab der junge Mann der jungen Frau immer einen Kuß, mein Herr ... einen lauten Kuß ... und dann seufzte er! ... und dann seufzte er! ..."

„Ja, warum sollte er das nicht? ..." bemerkte der Hotelbeamte.

Die Dame warf erst einen Blick auf ihren Sohn, der träumend an einer Säule lehnte, legte dann beide Hände auf des Inspektors Schulter, zog sich förmlich an ihm empor, und hauchte ihm heiß in's Ohr:

„Mein Sohn ist ja noch ganz unschuldig!" —

Der Beamte schüttelte den Kopf, weil es ihn gekitzelt hatte ... die Amtsräthin aber hielt es für einen Zweifel daran.

„Sie werden doch einer Mutter glauben, mein Herr!" tuschelte sie dann weiter. „Das Auge einer Mutter sieht scharf ... wie ein neugeborenes Kind! sage ich Ihnen ... so unerfahren, daß man es beinahe dumm nennen könnte ..."

„O!" machte der Inspektor, bedauernd.

„Wie ich Ihnen sage, Mann! ... Ganz und gar in die Gottesgelahrtheit versenkt .. so tief, daß er alles andere darüber vergißt ... Sie glauben wohl, daß er mir antwortet, wenn ich ihm die Kirchenväter abfrage ... glauben Sie das, mein Herr?"

Der Inspektor wußte gar nicht mehr, was er sagen sollte.

„Nein!" fuhr die Amtsräthin fort ... „keinen einzigen Kirchenvater antwortet er mir ... ich muß sie alle selbst sagen ...."

Die Dame warf einen Blick nach ihrem Sohn zurück; dann hob sie sich wieder an des Inspektors Schulter empor.

„Sie glauben wohl, das ist Unwissenheit?"

fragte sie .. „nein, Mann! nein! — Bloße Vertiefung .. bloße Versenkung ... er weiß alles, er sagt es nur nicht ... das Seminar zu Wittenberg war keine günstige Stätte für ihn .. zu still .. er wurde da immer stiller ... ich denke, hier wird er etwas mehr Anregung finden ...“

„Herr Inspektor! Herr Inspektor!“ tönte es von mehreren Seiten.

„Entschuldigen Sie, Frau Amtsräthin,“ sagte dieser und entfernte sich.

Doch die Dame lief ihm nach und holte ihn ein.

„Glauben Sie es nicht auch?“ fragte sie, mit ihren mageren Fingern sein Handgelenk umklammernd.

„Ja! ja!“ entgegnete der Beamte, der endlich nun auch ungeduldig wurde; „ich glaube alles, was Sie wollen, Frau Amtsräthin ..“

Damit wollte er sich wieder los machen; aber die Dame hielt ihn fest.

„Sehen Sie ... ich glaube es nicht, Mann ...“ sagte sie .. „an dem Jungen ist ein Mönch verdorben .. ein wirklicher Mönch ... den ganzen Tag in der Zelle sitzen .. über Folianten brüten ... Schweinsleder .. vergilbtes Papier ...“

„Herr Inspektor! .. Herr Inspektor!“

„Gleich! gleich! ich komme schon!“

Mit diesem Ausruf riß er sich noch einmal los und eilte davon.

„Mann!“ rief ihm die Amtsräthin nach ... „hören Sie doch, Mann! ... ich bin ja noch nicht fertig ... ich wollte Ihnen noch sagen ...“

Aber wer nicht hörte, war der Hotelverwalter .. die nächste Minute sah ihn bereits im Keller, da er am tiefsten ist.

„Komm, Alexander!“ sagte die Frau, nachdem sie die Hoffnung aufgegeben, den Inspektor einzuholen .. „komm, mein Kind, wir wollen ein bischen spazieren gehen.“

Sie waren kaum fünf Minuten fort, als zwei junge Leute die Treppe hinabstiegen, der junge Kelbitz und seine kleine Liddy.

Der junge Kelbitz sah aus, wie ein schüchterner Raubvogel, der aber dennoch große Lust hat, auf eine sanfte Taube hinabzuschießen, und die kleine Liddy hatte eine ganz rothe Backe und eine ganz weiße.

„Ach .. könnten Sie mir vielleicht sagen, wo der Herr Inspektor ist?“ wandte sich der junge Mann an einen vorbeisäuselnden Kellner.

„Ich werde ihn gleich rufen, mein Herr.“

Nach wenigen Minuten kam er auch bereits zum Vorschein.

„Was steht zu Ihrem Dienst, Herr Küsel?“ fragte er höflich.

„Herr Inspektor .. ich bin mit meinem Zimmer nicht zufrieden ...“

„Wie? .. sollte es Ihnen zu wenig elegant sein? ... nach vorn gelegen ist es ebenfalls ... Sie übersehen den ganzen Wilhelmsplatz ...“

„Ach, wissen Sie ... aus dem Wilhelmsplatz mache ich mir jetzt sehr wenig,“ entgegnete der junge Ehemann, indem er wieder wie ein zahmer Raubvogel auf sein trautes Weibchen blickte ... „ich will nur Ruhe ... Ruhe .. Ruhe ... das heißt ....“

„Ich dächte, vier Treppen hoch hätten Sie doch aber vom Straßen- und Hotelverkehr am wenigsten zu leiden ...“

„Gar nichts, Herr Inspektor .. gar nichts ... aber unsere nächste Nachbarschaft ...“

„Und die ist? .. ich entsinne mich augenblicklich nicht ....“

„Eine alte Dame ... mit einem jungen Mann .. das ist gar nicht zu ertragen .. jedes mal ...“

Hier warf er einen Blick auf Liddy, welche

die Augen niederschlug, und wandte sich dann auf's neue zum Hotelverwalter ...

„Sind Sie verheirathet?" .. fragte er, mit leisem, verschämten Ton.

„Allerdings, mein Herr ... ich habe sogar schon sechs Kinder ..."

Der junge Kelbitz erröthete tief und legte ihm die Hand auf den Mund.

„Um Gotteswillen!" flüsterte er ... „nicht so laut ... wenn sie das hörte, dann ... würde ich vielleicht noch unglücklicher werden ... aber, wenn Sie verheirathet sind, kann ich doch offener zu Ihnen reden ... obgleich ich selbst ... eigentlich noch nicht verheirathet bin ... das heißt ..."

Hier stockte er und blickte den Inspektor schüchtern fragend an, ob er ihn auch wohl verstanden habe ...

„Worin besteht denn nun aber Ihre Unzufriedenheit mit der Nachbarschaft?" fragte Jener.

„Die alte Dame überhört fortwährend ihrem Sohn die Kirchenväter," entgegnete der Blondin ... „man küßt doch gern seine Frau, wenn man erst ein paar Stunden verheirathet ist ... aber zwischen je zwei Küssen immer einen Kirchenvater ... dabei wird mir zu Muthe, als wenn es mir nicht gegönnt wäre ... ich habe

ja doch meinen Pflichten gegen die Kirche Genüge gethan und möchte nun auch einmal Mensch sein ... können Sie mir das verdenken?"

„Nein, Herr Küsel, durchaus nicht ... aber meine Zeit ist dermaßen in Anspruch genommen ..."

„Sie geben mir also ein anderes Zimmer ... nicht wahr ..."

„Heute wird's kaum mehr möglich sein ... wenn morgen etwas frei wird, sehr gern."

Bei dem Worte „morgen" seufzte der junge Ehemann so laut, daß zwei von verschiedenen Seiten kommende Kellner sich erschrocken umsahen und gegeneinander rannten.

Was lag alles zwischen dem Heute und dem Morgen?

„O, Liddy!" flammte er dann plötzlich auf, als wenn er vor Freude aus der Haut fahren wollte.

Die junge Frau trat erschrocken von ihm zurück, und der Inspektor benutzte die günstige Gelegenheit, sich in sein Bureau zu flüchten.

„Es ist auch wieder ein Telegramm für Sie angekommen, Herr Küsel ..." rief er dann, es durch das kleine Fensterchen reichend ... „bitte ... wenn Sie so gut sein wollen ..."

„Von Mama … nicht wahr? … lies doch!“ sagte die kleine Frau.

„Es ist das vierte seit unserer Abreise,“ entgegnete Kelbitz, es in die Tasche steckend … „ich kenne es bereits auswendig … ‚Guter Philipp … Liddy ist ein zartes Blümchen … ꝛc. ꝛc. …‘ immer dieselbe Geschichte …“

„Wohin gehen wir denn?“ fügte das kleine Weib hinzu.

„Wir wollen uns eine geschlossene Droschke nehmen und etwas im Thiergarten spazieren fahren …“

„Eine geschlossene? .. pfui doch! .. bei dem schönen Wetter … wir nehmen eine offene, guter Philipp … nicht wahr, wir nehmen eine offene?“

„Der gute Philipp seufzte, daß es einen Stein hätte erbarmen können und gab seiner Liddy den Arm.

„Ach, sieh einmal, was die Dame für eine schöne Uhr hat!“ flüsterte sie, beim Vorübergehen an Frau Habermann, ihrem Gatten zu … „ganz mit Brillanten besetzt.“

Natalie fühlte sich geschmeichelt und drehte verstohlen die Uhr um, weil sie auf der andern Seite noch hübscher war.

Dann verließ das junge Paar die große Halle des Kaiserhofes.

Sie waren erst wenige Minuten fort, als Habermann athemlos und schweißtriefend mit seiner Tochter zurückkam.

„Mein Gott! was bist Du lange geblieben?“ rief ihm die Frau gleich entgegen ... „ich glaube fast, eine ganze Stunde.“

„Lange?“ wiederholte Habermann, indem er erst die Gepäckstücke zählte und sich dann auf einen Koffer setzte ... „netto zwanzig Minuten ... wenn Du nach der Uhr gesehen hättest, würdest Du Dich haben davon überzeugen können ... aber die Frauen tragen blos Uhren, um sie zu zeigen und sie sich stehlen zu lassen ...“

„Ach, Mama ... ist das warm!“ sagte das Töchterchen, sich ebenfalls auf einen Koffer setzend.

„Nun ... habt Ihr denn Zimmer gefunden?“ fragte Natalie.

„Alles voll!“ antwortete Habermann ... „kein Mauseloch mehr frei ... Berlin ist so gefüllt wegen der Gewerbeausstellung ...“

„Dann werden wir doch wohl die Zimmer im vierten Stock nehmen müssen,“ meinte die Frau.

„Natürlich werden wir das müssen ... ach, bitte, Herr Inspektor ... auf ein Wort!"

Der so Gerufene trat an sie heran.

„Dann wollen wir doch nur 301 und 303 nehmen," sagte Habermann.

„Das thut mir leid," entgegnete achselzuckend der Verwalter ... „die Zimmer sind bereits anderweitig vergeben ..."

„Aber, hören Sie ... das ist denn doch aber stark ..."

„Sie haben sie bestimmt zurückgewiesen ... und bei dem Verkehr in unserem Hotel ..."

„Man muß doch etwas Zeit zum Ueberlegen haben ... wir befinden uns in einer etwas verwickelten Situation ... was sollen wir denn nun anfangen? ... wir können doch nicht auf der Straße zubringen ..."

Der Inspektor zuckte die Achseln.

„Wären Sie dem Hausknecht vom Kleinen Kaiserhof gefolgt," sagte er; „so würden Sie noch einige gute Zimmer gefunden haben ..."

„Welchem Hausknecht vom Kleinen Kaiserhof?"

„Der Sie anredete und Ihre Sachen tragen wollte ..."

„Das war wirklich ein Hausknecht?" fragte Habermann, mit etwas langem Gesicht.

„Gewiß! ... wir geben unserem kleinen Namensvetter immer etwas ab, wenn bei uns Ueberfluß ist ...“

Natalie warf ihrem Gatten einen vorwurfsvollen Blick zu, und als der Papa sich verlegen umwandte, begegnete er einem ebensolchen von seiner Tochter.

„Ich könnte Ihnen jetzt nur noch 329 und 330 anbieten,“ sagte der Hotelverwalter .... „sie sind allerdings dicht unter dem Dach und etwas warm .. haben dafür aber eine ganz unvergleichliche Aussicht ...“

„Was meinst Du, Natalie?“ fragte Habermann.

„Ansehen könnte man sie sich ja ..“ entgegnete diese.

„Aber die fünf Treppen! .. meine Knie knicken mir schon jetzt zusammen von aller der Anstrengung.“

Benutzen Sie doch den Aufzug, mein Herr ...“

„Den Aufzug? .. was ist denn das für ein Ding, der Aufzug?“

„Bitte .. wollen Sie die Freundlichkeit haben, mir zu folgen? ...“

„Papa! .. nimm mich mit!“ bat das Töchterchen, aufstehend.

„Na, meinetwegen .. komm! .. wollen uns die Geschichte 'mal ansehen."

Damit zählte er schnell seine Gepäckstücke über und folgte nachher, die Mieze am Arm, dem Herrn Inspektor.

Eine Minute später hörte die zurückbleibende Gattin und Mutter lautes Geschrei, und als sie nach der Richtung blickte, woher es gekommen, sah sie Mann und Tochter in der Luft schweben.

„Donnerwetter! ... halt' doch! .. nicht so schnell!" rief Habermann, mit den Armen um sich greifend, als wenn er sich an etwas halten wollte.

„Mama! Mama!" kreischte das Töchterchen, indem es sich die Röcke unten zusammenhielt ... „mir wird schwindlich .. ich falle .. ich falle! ..."

„Hilfe! .. mein Mann! .. Habermann! .. meine Tochter!" kreischte Natalie, von ihrem Koffer emporschnellend und mit ausgebreiteten Armen gegen den Aufzug hin eilend.

„Mann! .. Habermann! .. Kind! .. Mieze!" rief sie in einem fort; aber kein Wort tönte von oben zurück.

---

12. Kapitel.

Nur sechs!

Ach, Mutter, Mutter, hin ist hin!
Verloren ist verloren.

Bürger.

„Beunruhigen Sie sich doch nicht, gnädige Frau," sagte der Hôtel-Verwalter, zu Madame Habermann tretend; „Sie scheinen die Einrichtung noch nicht zu kennen ... das ist der Aufzug, um den Herrschaften das angreifende Treppensteigen zu ersparen ... eine Gefahr ist damit durchaus nicht verbunden ..."

„Wirklich nicht, mein Herr? ... Gott, was habe ich für einen Schreck bekommen!" —

„Sie können ganz unbesorgt sein, gnädige Frau ... Ihr Herr Gemahl und Fräulein Tochter werden unversehrt wieder zu Ihnen zurückkehren."

„Ich danke Ihnen, mein Herr ... ich danke Ihnen recht sehr ..."

Mit diesen Worten wollte sie auf ihren Sitz zurückkehren, als sie abermals einen lauten Schrei ausstieß.

„Was ist Ihnen, gnädige Frau?" fragte der Inspector, zu ihr tretend.

„Ein Koffer!" ächzte die Natalie, kaum ihrer Sinne mächtig ... „ein Koffer ist ja fort ..."

„Ein Koffer fort? ... das ist unmöglich, gnädige Frau ... in unserem Hôtel ist noch nie etwas weggekommen ... der Portier hält jeden Fremden an, der mit Sachen hinausgeht ..."

„Es waren sieben und jetzt sind es nur noch sechs ..." sagte Natalie, mit schwacher Stimme.

„Es sind auch noch sieben, gnädige Frau ..."

„Nein ... nein ... die Koffertasche nicht mitgerechnet ... den Regenschirm und das Plaidpacket auch nicht ... es waren sieben, und jetzt sind es nur sechs ..."

Dann sank sie, wie eine welke Blume, auf einen anderen Koffer, und ließ das Haupt auf die Brust herabfallen.

„Das ist undenkbar! das ist ganz undenkbar!" sagte der Hôtelverwalter; dann wandte

er sich, nun selbst in nicht geringer Aufregung, an den Portier du jour, der an der Ausgangsthür stand.

„Haben Sie Jemand mit einem Koffer fortgehen sehen?“ fragte er diesen.

„Nein, Herr Inspector . . . wann soll es denn gewesen sein?“

„In den letzten fünf Minuten . . . nicht wahr, gnädige Frau?“

„Kaum . . . in kaum fünf Minuten,“ hauchte diese.

„Seit einer Stunde ist überhaupt kein Koffer hinausgetragen worden,“ berichtete der Portier, „und vorher nur durch unsere Leute . . . das nehme ich auf meine Verantwortung . . .“

Der Verwalter stand ganz starr vor Staunen.

„Dann müßte es ja ein Hausdieb gewesen sein,“ sagte er; „ich will sofort die genauesten Nachforschungen anstellen lassen . . .“

Damit wandte er sich nach dem Innern des Hauses zu, als ihm ein freundlicher, eleganter Herr begegnete.

„Wohin denn so eilig, lieber Inspector?“ fragte er; „Sie sehen ja ganz aufgeregt aus . . . was ist denn passirt?“

„Der Dame dort ist ein Koffer abhanden

gekommen, Herr Graf, und der Portier hat nichts forttragen sehen . . . die Sache ist mir im höchsten Grade unangenehm . . . das ist der erste derartige Fall, der hier vorkommt . . . der Herr Graf haben doch nun schon so oft bei uns gewohnt und werden mir gewiß bezeugen können, daß in unserem Hôtel die größte Ordnung herrscht . . ."

„Gewiß kann ich Ihnen das bezeugen," entgegnete der Betreffende; „lassen Sie doch gleich Haussuchung anstellen und jeden verdächtig Aussehenden anhalten."

„Das war ich eben im Begriff zu thun, Herr Graf."

Mit diesen Worten setzte der Inspector seinen Weg fort.

Natalie saß währenddessen auf einem kleineren Koffer, hatte den Reisesack zwischen die Knie geklemmt und rang in stiller Verzweiflung die Hände.

Der Graf betrachtete sie mit aufrichtigem Mitleid und trat schließlich näher zu ihr heran.

„Verzeihung, gnädige Frau, daß ich mir erlaube, Sie anzureden," begann er, mit abgenommenem Hut; „aber das Unangenehme Ihrer Situation und der Wunsch, Ihnen nützlich zu

sein, ließ mich die Etikette vergessen . . . oder wenigstens übersehen . . . Sie kommen wohl aus der Provinz, gnädige Frau? . . .“

„Ja!“ hauchte diese, indem ihr ein paar große Thränen über die Wangen liefen.

„Und sind vielleicht gar zum erstenmal in Berlin . . .“

„Ach ja . . .“

„Und da muß Ihnen auch gleich so ein Unglück passiren,“ fuhr der Graf fort; „und in diesem vortrefflich geleiteten Hôtel, wo . . . ich möchte sagen . . . keine Fliege unbemerkt aus oder ein kann . . . wo noch keine Stecknadel fortgekommen ist . . . es ist nicht anders möglich, gnädige Frau, als daß es sich um einen Hausdieb handelt, und Sie werden Ihren Koffer gewiß wiederbekommen . . .“

Der erste Trost in irgend einem Unglück thut so wohl . . . der erste Balsam auf die wunde Stelle . . . Natalie schluchzte deshalb noch ein paarmal auf und dann blickte sie dankbar und vertrauend zu dem Grafen auf.

Aber, daß er sich gefälligst bedecken möchte, darüber äußerte sie nichts . . . dazu war sie noch zu unerfahren in der Welt . . . Der Graf, um sie nicht Anderen auffällig

erscheinen zu lassen, bedeckte sich daher ohne Erlaubniß.

Der unmittelbar einwirkende Schmerz erstarrt in der Regel zuerst Herz und Gemüth des Betroffenen . . . erst der lindernde Trost gewährt die Wohlthat der erleichternden Thräne. Obgleich Natalie sich die größte Mühe gab, die Aufwallung des Gefühls zu unterdrücken, so schluchzte sie doch in kleinen Zwischenräumen ganz laut auf.

Der Graf neigte das Haupt von einer Seite zur andern, und auf seinem hübschen, gutmüthigen Gesicht malte sich der Ausdruck wirklichen Mitleids.

„Weinen Sie doch nicht mehr," sagte er, mit einer weichen, sympathischen Stimme; „Sie werden sich noch Ihre schönen Augen verderben."

Das mächtigste Gefühl in der Brust des Weibes ist die Eitelkeit . . . die Liebe ist erst die auf diesem Stamme echt gemachte Frucht.

Und wenn gar die Eitelkeit in einem Moment berührt wird, wo die ganze Seele weich und flammend empfindlich ist, von frischem oder vorherrschendem Schmerz, dann stürzt sie sich oft mit blinden Augen der andrängenden Versucherin entgegen. Wie das tugendhafteste M ä d c h e n

am ersten fällt, so besiegt man am schnellsten die Frau in ihrem Schmerz.

Es ist wunderbar, wie das Heiligste und das Profanste hier dicht zusammenliegen. Der tiefe Seelenschmerz bereitet der Wollust ihr üppiges Lotterbett.

Das tugendhafte Mädchen fällt aus Unwissenheit; die bisher vorwurfslose Frau aus Dankbarkeit ... oder Mitleid ... in den allerseltensten Fällen aus sinnlicher Begier ... sondern weit eher aus den ebengenannten edlen Eigenschaften der Seele ... und auch aus Eitelkeit, auf deren altem, unausrottbaren Stamm jene anderen Früchte auch erst oculirt worden sind.

Der Graf hatte jene Aeußerung wahrscheinlich höchst unabsichtlich gemacht: „weinen Sie doch nicht mehr ... Sie werden sich noch Ihre schönen Augen verderben.“ —

Wie oft wird das gesagt, ohne daß auch nur das allergeringste dabei gedacht wird. Die Redensart ist so stereotyp geworden, wie „Gesegnete Mahlzeit,“ oder „kommen Sie gut nach Hause“ ... es kommt aber immer darauf an, an wen man sie richtet. In der großen Stadt hat sie durchaus nichts auffallendes, sondern eher etwas ganz selbstverständliches ... „ver-

derben Sie nicht Ihre schönen Augen“ ... das hat weiter nichts zur Folge, als ein flüchtiges Lächeln, oder eine leichte Kräuselung der Oberlippe. — Da muß man andere Beschwörungsformeln brauchen, wenn es bei Stadtdamen Funken geben soll.

Aber bei einer Dame aus der Provinz ist die angeführte kleine Schmeichelei schon etwas ungeheures . . . namentlich, wenn die Dame schon keine ganz junge Dame mehr ist ... und ferner, wenn die Dame Unglück gehabt hat ... und schließlich, wenn der Dame so etwas noch nie gesagt wurde ... sondern eher das Gegentheil ...

Da tritt die Kränkung mit der Eitelkeit in Collision und erzeugt sofort sprühende Funken.

„Mit Dir hat es keine Gefahr mehr ...“ das waren Habermanns eigene Worte gewesen, als die berliner Reise berathen wurde . . . „wenn man in Deinem Alter ist, hat man keine Anfechtungen mehr zu befürchten ...“ Wie sie das geschmerzt hatte! . . . Freilich! Das ist die ewige Undankbarkeit der Männer, die durch fortwährende Süßigkeiten verwöhnt sind, und die dann den Geschmack daran verlieren . . . für die der Reiz der eigenen Frau zuletzt ganz etwas gewöhnliches und unmerksames wird . . . und

dann glauben sie, was ihnen selber nicht mehr gefällt, kann uns Anderen auch nicht mehr behagen … aber, der erste Mann, dem sie begegnet war, hatte ihr etwas Angenehmes gesagt … und obenein ein vornehmer Mann … ein schöner Mann … ein junger Mann … ein Graf … sie wünschte wohl, daß Habermann es mit angesehen … wo er auch nur so lange blieb … sie hätte ihm so gern ihren Triumph gezeigt … wenn er doch kommen wollte, so lange der Graf noch an ihrer Seite stand und so schöne respectvolle Worte an sie richtete … Mein Gott! da öffnete er den Mund … da fing er schon wieder an … sie hatte beinahe schon den Koffer vergessen, und ihr Ohr lauschte schon im voraus den weichen Tönen, die es erfreuen sollten.

Ebenso wie die Frauen, sind aber auch die Männer leichtsinnig in solchen Situationen.

Wenn man so eine ehrsame Frau ansieht, oder eine stolze Schöne, die alle Männlichkeit verachtet, mit einem kühlen Blicke streift und sich viel zu hoch erhaben glaubt, als daß sie zu dem schnöden Geschlecht hinabsteigen und sich ihm unterordnen sollte, oder zu einem jungen Mädchen, das uns so naiv-unbefangen anschaut, mit seinem holden, heiligen Unschuldsaugen … wenn man

also an einen dieser drei Typen einen unabsichtlichen Blick richtet . . . oder ein noch unabsichtlicheres Wort, so kann man ganz sicher sein, daß beides zu Hause unter die Lupe genommen und einer chemischen Analyse unterworfen wird.

Oft hat man längst erobert, ohne daß man es auch nur im entferntesten geahnt . . . oft zieht man als Besiegter ab, wo man anstattdessen als Sieger hätte einziehen können.

Manchmal wird durch solche Sachen Unheil angerichtet, manchmal geht es auch glatt ab. Nichts auf der Welt mahnt zur größeren Vorsicht, als der Umgang mit den Frauen. Der Habitué setzt sich über das Unheil hinweg, das er angerichtet; der gefühlvolle und rechtlich denkende Mann hat oft ein Fischlein gefangen, ohne daß er einen Köder ausgeworfen. — Und wie schwer ist das Thierchen dann wieder los zu werden . . . manchmal auch gar nicht . . . zuweilen war's das Opfer werth, zuweilen nicht. —

Man muß nicht mit dem Feuer spielen; denn es bestraft sich oft grausam an dem Urheber. —

Der Graf war gewiß weit davon entfernt, an etwas verfängliches zu denken, als er jetzt den Mund öffnete, um noch eine trostreiche Bemerkung zu machen.

„Sie reisen doch nicht allein, gnädige Frau!“ fragte er höflich und bescheiden.

Natalie zögerte, als wenn es ihr unangenehm wäre, darauf zu antworten.

„Wohl in Begleitung Ihres Herrn Gemahls?“

„Ja . . .“ hauchte die Dame mit gesenktem Blick.

Es kam ihr vor, als wenn der Graf ganz leise geseufzt hätte . . . vielleicht war es auch in Wirklichkeit geschehen . . . aber aus anderer Ursache . . . möglicherweise der drückenden Hitze wegen . . .

„Mit Ihrem Herrn Gemahl allein?“ fragte der Graf nach einer kleinen Pause weiter.

Die letztere Antwort schien Natalie noch bedeutend schwerer zu werden, als die erste es bereits gewesen.

„Mit meiner Tochter . . .“ kam es schließlich kaum hörbar heraus.

„Ach! . . . aber wohl noch klein? . . .“

Das war die schlimmste Probe der Selbstverleugnung, die Natalie nun ablegen sollte, und sie zögerte und zögerte so lange, bis der Zufall sie augenblicklich aus der fatalen Situation befreite.

Der Inspector kam nämlich in höchster Aufregung zurück.

„Bis jetzt keine Spur der Entdeckung," sagte er; „die Kammern der Hausknechte und Kellner sind durchsucht, aber ohne Resultat . . . was übrigens zu erwarten war; denn wir haben lauter zuverlässige Leute, die schon Jahr und Tag in unserem Dienst sind."

„Sie müssen vor allen Dingen auch sämmtliche Zimmer durchsuchen lassen," belehrte ihn der Graf . . . „und alle Räume überhaupt... gestohlenes Gut pflegt selten in der eigenen Tasche versteckt zu werden . . ."

„Nun . . . wir wollen es auch noch versuchen," entgegnete der Verwalter; „obgleich ich fürchte . . ."

Dann zuckte er die Achseln und entfernte sich abermals.

„Es ist also in dem Moment geschehen, wo Sie sich abwandten?" sagte der Graf von neuem zu Natalie.

„Jawohl . . . in dem Moment, wo ich um meinen Mann besorgt war... und um meine ..."

„Wie?"

Die Dame schwieg.

„Ach so!" machte der Graf . . . „pardon, Madame! . . . und Sie haben keinen Verdacht, wer es möglicherweise gewesen sein könnte?" —

„Nicht den geringsten . . .“

„Man muß sich darauf legen, die Physiognomien zu beobachten,“ fuhr der Graf fort; „der Schuldige pflegt sich gewöhnlich ganz allein zu verrathen. Shakespeare hat uns davon wieder ein so schlagendes Beispiel geliefert . . . entsinnen Sie sich vielleicht der betreffenden Worte im Hamlet, gnädige Frau?“

Diese schwieg, weil sie gar nicht wußte, was er damit sagen wollte. Jener ließ die Oberwimpern ein wenig über die Augen herab und wiegte leicht den Kopf, als wenn er nachsänne, und spielte mit den Fingern in der Luft herum. — Jetzt schien er's zu haben . . . noch einen Augenblick, und er sprach die Stelle:

„Ich hab' gehört, daß schuldige Geschöpfe,
Bei einem Schauspiel sitzend, durch die Kunst
Der Bühne so getroffen worden sind, daß sie sogleich
Zu ihren Missethaten sich bekannt.
Denn Mord, hat er schon keine Zunge, spricht
Mit wundervollen Stimmen.“

„Nicht wahr . . . so ist's?“ setzte er dann, zu Natalien gewandt, hinzu.

Diese blickte wieder verlegen in ihren Schooß und spielte mit der Uhr, die sie sich immer im Kreise drehen ließ.

„Und was sagt Hamlet weiter?" fuhr der Graf nach einer kleinen Pause fort.

„Ich will an sein Gesicht mein Auge klammern,
Und wir vereinen unser Urtheil dann
Zur Prüfung seines Aussehens."

„Wir haben zwar bis jetzt auf Niemand Verdacht," fügte er dann hinzu; „aber wir müssen ihn dadurch zu finden suchen, daß wir Jeden uns Unbekannten, namentlich einen Solchen, der durch Aengstlichkeit unsere Aufmerksamkeit erregt, scharf und bedeutungsvoll ansehen. Verwirrt er sich unter unserem Blick, packen wir ihn gleich, und verwirrt er sich nicht unter unserem Blick, dann packen wir ihn erst recht und schütteln ihn so lange und lassen nicht eher von ihm ab, bis er gesteht. — Es kann allerdings auch vorkommen, daß man sich geirrt ... nun, dann muß man es auch verstehen, seiner Eitelkeit zu schmeicheln und ihm die bittere Pille zu zu überzuckern. — Glauben Sie mir, gnädige Frau, nirgends lernt man Menschen und Verhältnisse besser kennen, als auf Reisen, und da ich viel auf Reisen war, schmeichle ich mir, einige Wissenschaft darüber erlangt zu haben. — Es ist doch nicht etwa Ihre erste Reise, die Sie machen, gnädige Frau?"

„Ach nein!" antwortete Natalie, weil sie sich schämte, es einzugestehen.

„Sie kommen wohl von weit her, gnädige Frau?“

„Ach ja!“

„Aber doch wohl aus Deutschland? ... denn Ihre Aussprache ist so gänzlich ohne Accent ...“

„Jawohl, wir sind aus Deutschland,“ bestätigte Natalie, um nicht zu sagen, daß sie aus Berent sei.

Der Graf zögerte noch eine Weile; dann nahm er abermals den Hut ab und behielt ihn graciös in der Hand.

„Ach, lieber Gott; wenn doch jetzt Habermann kommen wollte!“ dachte die Frau, indem ihr ordentlich das Herz schneller zu klopfen begann.

„Verzeihen, gnädige Frau,“ sagte der Graf, „daß ich Sie so lange belästigt habe . . .“

Natalie erwiderte nichts, weil sie glaubte, durch Schweigen die Situation länger hinhalten zu können.

„Ich hoffe, das Vergnügen zu haben, Sie wiederzusehen, gnädige Frau . . .“

Dieser glühten bereits die Wangen vor innerer Aufregung.

„Ich will von Herzen wünschen, daß Sie dann Ihren Koffer bereits gefunden haben mögen, gnädige Frau. . .“

Keine Antwort.

„Habe also die Ehre mich Ihnen ganz gehorsamst zu empfehlen, gnädige Frau!“

Der Graf wollte eben den Hut wieder aufsetzen, als Natalie eine freudige Bewegung machte.

„Ah! . . . ah!“ sagte sie, schwankend, ob sie sich erheben oder sitzenbleiben solle.

Ihr Gesellschafter richtete einen erstaunten Blick auf sie.

„Was ist Ihnen, gnädige Frau?“ fragte er . . . „woher diese plötzliche Erregung? . . .“

„Da! . . . da!“ fuhr jene fort . . . „da kommt er . . . da kommt er . . . ach, bitte . . . bleiben Sie nur noch ein ganz klein wenig! . . .“

Dabei sah sie fast ängstlich den Grafen an und schien sich zu freuen, daß er noch immer mit dem Hut in der Hand neben ihr stand, während dieser anfangs fast verlegen aussah, bis er der Richtung folgte, die der Blick der Dame ihm vorschrieb, und einen kleinen, dicken Mann in die Augen bekam, der athemlos die große, teppichbelegte Treppe herunterstürzte und von einem ebenfalls athemlosen, jungen Mädchen verfolgt wurde.

Kaum hatte der Graf die Beiden erblickt, als er den Hut schnell auf den Kopf warf, dem kleinen, dicken Mann entgegenlief und ihn am Kragen packte.

„Halt, mein Herr!“ rief er gleichzeitig; „geben Sie sich keine Mühe zu entkommen . . . Sie sind erkannt!“

Habermann, denn kein Anderer war es, bekam einen Schreck und blickte ganz verwildert zu seinem Angreifer empor, während das junge Mädchen, mit allen Zeichen der Furcht, drei Schritte von ihnen stehenblieb.

„Das ist er? . . . nicht wahr, gnädige Frau . . . das ist er?“ fragte der Graf, den sich sträubenden Habermann mit eisernen Fäusten haltend.

„Ja . . .“ lautete die ängstliche Antwort . . . „das ist er freilich . . . aber . . . aber . . . so meinte ich es eigentlich nicht . . .“

„Genug, gnädige Frau, genug! Mitleid und Großmuth wären hier ganz falsch angebracht; gegen derartige Strolche muß die ganze Strenge des Gesetzes reklamirt werden . . .“

„Erlauben Sie!“ opponirte Habermann, der im wahren Sinn des Wortes aussah, als wenn ihm das Fell über die Ohren gezogen würde . . . „wie kommen Sie mir denn eigentlich vor? . . . was fällt Ihnen denn ein? — Lassen Sie mich los, Herr, sage ich Ihnen!“

„Gib Dir keine Mühe, mein Bürschchen!“

erwiderte der Graf; „sondern mildere Dein Schicksal, indem Du offen eingestehst . . .“

„Was soll ich denn eingestehen? . . . Lassen Sie mich zufrieden . . . wissen Sie das! — Ich verbitte mir Ihre Handgreiflichkeiten! . . . Sie verwechseln mich wahrscheinlich mit einem Andern . . .“

Der Graf lachte laut auf.

„Na ja!“ sagte er; „die alte Ausrede! . . . man wird mit einem Andern verwechselt . . . nun gestehe augenblicklich, oder ich lasse einen Schutzmann holen!“

„Erlauben Sie! Den Schutzmann werde ich holen lassen . . . Wie kommen Sie überhaupt darauf, mich Du zu nennen? . . . Sie zerreißen mir ja den Rock . . . Hilfe! . . . Rettung!“

Natalie schien gern vermittelnd dazwischentreten zu wollen, wagte aber nicht, vom Gepäck fortzugehen, und das Töchterlein war dermaßen erschrocken, daß sie wie versteinert stand und kein Wort über ihre Lippen bringen konnte.

„Nun rede . . . wo hast Du den Koffer gelassen?“ fragte der Graf, seinen Gefangenen schüttelnd, daß ihm der Kopf wackelte.

„Welchen Koffer?“ entgegnete dieser, mit den Zähnen zusammenklappend; „welchen Koffer? . . . ich weiß von gar keinem Koffer. . .“

„Den Du gestohlen hast, Elender! . . . Wo kommst Du augenblicklich her? . . . rede!"

„Wo ich herkomme! . . . aus dem fünften Stock . . . unterm Dach. . ."

„Aha! Da haben wir's ja . . . und das junge Mädchen da hat Dich dabei attrappirt und verfolgt . . . wo ist denn der Inspektor? rufe doch einmal Jemand den Herrn Inspector!"

Dieser erschien auch sofort und wunderte sich nicht wenig über die Scene, die sich ihm darbot.

„Mein Gott . . . Herr Graf . . ." sagte er . . . „was machen Sie denn mit unserem Gast? . . . Der Herr wollte ja bei uns Zimmer nehmen; aber bis jetzt wollte ihm keines recht passen. . ."

„Sehen Sie wohl! . . . so machen es die Kanaillen immer! . . . in die Hôtels dringen . . . Zimmer besehen und dabei stehlen, was ihnen unter die Finger kommt . . . die Geschichte kennen wir zur Genüge."

„Ja, der Herr kann doch aber nicht seinen eigenen Koffer gestohlen haben," bemerkte der Inspector.

„Wie? . . . seinen eigenen Koffer?" wiederholte der Graf.

„Was denn? . . . meinen eigenen Koffer?" kam nun auch Habermann hinterher . . . „wie

soll ich denn das verstehen? . . . Machen Sie Einen doch nicht bange!"

„Der Herr ist ja der Gemahl von jener Dame dort," erklärte der Inspector, auf Natalie deutend.

„Es ist ja mein Mann! es ist ja mein Mann!" jammerte diese im Hintergrunde. „Papa! Papa!" kreischte nun endlich auch das Töchterlein auf. Der Graf machte ein erstauntes Gesicht und ließ seinen Gefangenen los.

„Ah! verzeihen Sie," sagte er, den Hut abnehmend . . . „das thut mir ja ganz außerordentlich leid. . ."

„Bitte . . . hat gar nichts zu sagen," entgegnete Habermann gewohnheitsmäßig . . . dann wurde er aber plötzlich wüthend.

„Was ist denn das nur eigentlich für 'ne Wirthschaft!" rief er aus; „wer hat 'nen Koffer gestohlen? . . . wem ist ein Koffer gestohlen? — Da kann der Teufel d'raus klug werden; aber nicht ich!"

„Erbarm' Dich doch, Mann! . . . Habermann!" klagte Natalie, die nun ihr Gepäck nicht mehr verließ . . . „uns ist ja ein Koffer gestohlen worden!"

„Uns?" . . . wiederholte der Gemahl, noch

rother werdend . . . dann war er mit einem Sprung bei seinen Sachen und zählte die einzelnen Stücke nach.

„Wahrhaftig! blos sechs!“ rief er aus; „mich rührt der Schlag!“

Dann sank er, geknickt, zerknirscht, vernichtet auf seine Hutschachtel, daß es einen lauten Knall gab.

„Himmel! ihn rührt der Schlag!“ kreischte die geängstigte Frau . . . „er darf sich ja nicht ängstigen . . . Habermann! . . . Mann! . . . Mieze, komm doch her und hilf mir reiben . . . er macht ja die Augen nicht mehr auf . . . Wasser! Essig!“

Vom Grafen und dem Inspector emporgerichtet und auf die Bank gesetzt, von Frau und Tochter gerieben, von einem Kellner mit Wasser bespritzt, und vom anderen mit Essigduft versehen, schlug der arme Geplagte die Augen wieder auf, und sein erster Blick schweifte zu seinen Sachen hinüber.

„Wirklich nur sechs!“ seufzte er . . . „und grade mein Koffer fehlt . . . und grade meine Hutschachtel ist zerquetscht. . .“

Und dabei machte er ein so wehmüthig betrübtes Gesicht, daß er die allgemeine Theilnahme in Anspruch nahm.

„Sei mir nicht böse, Heinrich," bat Natalie, seine Hand ergreifend; „die Besorgniß um Dich ließ mich einen Moment die Sorge um das Gepäck vergessen . . . und in diesem Moment . . ."

„Da wäre es mir ja beinahe angenehmer gewesen, wenn ich selber einen Koffer gestohlen hätte," brummte Habermann, noch halb in der Agonie, vor sich hin.

„Beruhige Dich doch nur, Heinrich!" bat die Gattin . . . „und rege Dich nicht so auf."

„Sie werden ja Ihren Koffer wiederbekommen," tröstete auch der gutmüthige Graf; „ich möchte es Ihnen beinahe garantiren . . . erlauben Sie übrigens, daß ich mich Ihnen vorstelle . . . mein Name ist Graf Thalheim . . ."

Der Geschädigte sah mit einem langen, theilnahmlosen Blicke zu ihm auf. „Als daß mir der Koffer gestohlen ist," brachte er dann seinen vorhin begonnenen Satz zu Ende.

„Aber, Heinrich . . . der Herr Graf hat sich Dir vorgestellt," erinnerte Natalie . . . „Du mußt ihm doch nun auch sagen, wie Du heißest."

„Erst waren es sieben, und nun sind es nur noch sechs," sagte Habermann . . . „und daß es auch grade mein Koffer sein mußte. . ."

„Ihr Herr Gemahl ist wohl etwas Hypo-

chonder?" wandte sich der Graf an die besorgte Gattin.

„Er nimmt sich allerdings leicht etwas zu Herzen," entgegnete diese; „aber so habe ich ihn noch gar nicht gesehen."

„Wäre es nicht besser, wenn Sie ihn auf ihre Zimmer brächten, gnädige Frau, damit er in Ruhe kommt?"

„Gewiß! . . . ich will sie mir aber erst besehen, ob sie auch nicht zu heiß sind . . ."

„Ich werde mitkommen, Mama, und sie Dir zeigen," sagte die kleine Mieze, indem sie etwas näher trat.

Die Mutter schien unangenehm berührt; aber es ging doch nun nicht anders, sie mußte die erwachsene Tochter vorstellen.

Dann machte sie dem Grafen eine leichte Verbeugung und stieg, von Mieze begleitet, die breite Treppe empor.

Der Graf blieb treulich bei dem Patienten zurück und fuhr so lange fort, ihm Trost einzusprechen, bis es ihm auch endlich gelang, die Schwermuth ein klein wenig zu verscheuchen.

„Wissen Sie... Sie gefallen mir eigentlich," sagte der Kleinstädter, sich schon wieder etwas belebend.

„Das ist mir außerordentlich schmeichelhaft, mein Herr. . ."

„Mit wem hätte ich denn wohl die Ehre? . . .“

„Mein Name ist Graf Thalheim . . .“

Habermann machte große Augen . . . der vorhin überhörte Titel imponirte ihm . . . mit einem Grafen hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht gesprochen, und in Berent war überhaupt gar kein Graf. . .

„Außerordentlich angenehm!! . . . ganz außerordentlich angenehm!“ sagte er dann, von seiner Bank aufstehend und den Hut abnehmend.

Thalheim zog ihn mit liebenswürdiger Cordialität wieder an seine Seite.

„Es hat mir so leid gethan, daß ein unglückseliges Mißverständniß mich Ihnen so schroff entgegenstellte,“ sagte er freundlich; „bitte, tragen Sie mir das nicht nach, sondern geben Sie mir die Hand, zum Zeichen, daß Sie mir vergeben.“

„Ah . . . diese Ehre . . . Herr Graf . . . diese Auszeichnung . . .“

Damit stand er abermals auf, nahm den Hut ab und wischte sich die Rechte am Rock, um sie der hohen Gnade würdiger zu machen.

Als der gegenseitige Händedruck erfolgt war, kamen Natalie und ihre Tochter wieder die große Freitreppe herunter.

„Die Zimmer sind allerdings nur klein und niedrig,“ sagte sie, zu den Beiden herantretend und so viel wie möglich die Tochter deckend; „aber wir wollen sie nur nehmen, bis etwas besseres frei wird. . .“

„Sie gedenken also längere Zeit hierzubleiben, gnädige Frau?“

„Das wird von dem Befinden meines Mannes abhängen, Herr Graf . . . jedenfalls wohl einige Wochen. . .“

„Dann übergebe ich Ihnen also Ihren Herrn Gemahl, den Sie die Güte hatten, mir anzuvertrauen, bereits in etwas besserer Stimmung, als Sie ihn verlassen.“

„Oh, Herr Graf. . .“

„Meine gnädigste Frau . . . ich schätze es mir zum Glück, Ihre werthe Bekanntschaft gemacht zu haben. . .“

„Oh, Herr Graf. . .“

„Ich werde jedenfalls das Vergnügen haben, Sie noch öfter zu sehen! . . . Leben Sie wohl, Herr Habermann . . . wie ich den Namen eben auf jenem Koffer lese . . . auf baldiges Wiedersehen also. . .“

Oh, Herr Graf . . . Herr Graf. . .“

„Mein gnädiges Fräulein. . .“

Mit diesem Zusatz und einer freundlichen Gesammtverbeugung gegen die kleine Familie, setzte Thalheim den Hut wieder auf und entfernte sich durch die große Portalthür des Kaiserhofes.

„Ein feiner Mann!" sagte Natalie, als er hinaus war.

„Reizender Mann!... ganz reizender Mann!" bestätigte der Herr Gemahl.

„Mir wird immer so warm, wenn er mich ansieht," meinte das holde Töchterlein.

„Kinder, nun haben wir aber lange genug hier unten auf dem Flur gesessen," sagte Habermann; „und nun wollen wir hinaufgehen und uns ein bischen hinlegen . . . die durchfahrene Nacht und alle die Anstrengungen sind mir doch ein bischen auf die alten Knochen gefallen . . . Wo ist denn nun der Inspector wieder? . . . Herr Inspector! . . . Herr Inspector! . . . wo stecken Sie denn?"

Der Gerufene kam zum Vorschein.

„Wir wollen also die drei Zimmer im fünften Stock; aber nur unter der Bedingung, daß wir sofort einrücken, wenn etwas besseres frei wird."

Der Hôtelververwalter zog bedauernd die Schultern empor.

„Thut mir ganz außerordentlich leid," sagte

er; „aber die Zimmer sind bereits seit einer halben Stunde vergeben. . .“

Habermann schlug sich mit beiden Händen auf die dicken Knie.

„Na; so ’was lebt nicht mehr!“ rief er aus . . . „da geht’s uns ja grade wie dem Storch, der den fetten Frosch verschmähte und nachher mit einem mageren Regenwurm fürlieb nehmen mußte.“

„Nein . . . so geht’s Ihnen auch nicht mal,“ entgegnete der Inspector . . . „wir haben jetzt auch nicht über eine Dachkammer mehr zu verfügen.“

„Na; da schlage aber Gott den Teufel todt!“ fuhr Habermann auf; „nun haben wir richtig gar nichts . . . und mein Koffer ist auch weg . . . wo sollen wir denn nun hin? — Wir können doch nicht den ganzen Tag hier auf dem Flur sitzen bleiben . . . na! in solchem Hause muß doch aber bald Abgang kommen.“

In dem Moment fuhr eine Droschke vor, und der Portier klingelte, als wenn er das Haus zusammenreißen wollte.

Kellner stürzten von allen Seiten herbei und legten ihre welken Züge zum Empfangslächeln zurecht.

Und dann kam noch eine Droschke . . . und noch eine . . . es wurde ganz finster draußen vor lauter Droschken.

„Die sind noch schlechter d'ran als wir," meinte Habermann; „die werden gar nicht einmal 'reingelassen . . . und wir sitzen doch wenigstens schon auf 'ner Bank."

Der Inspector ging hinaus und nahm so lange die Mütze ab und zuckte so lange mit den Achseln, daß eine Droschke nach der andern wieder umwandte und nach einer anderen Richtung abtrottete.

„Wollen doch einmal sehen, wer am längsten aushält!" sagte Habermann; „setzt Euch, Kinder."

„Aber wollen die Herrschaften nicht wenigstens in das Lesezimmer treten ... oder in den Speisesaal?" fragte der Verwalter, nachdem er wieder zurückgekehrt.

„Das ist 'ne Idee!" meinte der Kleinstädter . . . „das heißt, Einer muß immer bei den Sachen bleiben, damit uns nicht noch mehr fortkommt . . . Mieze, Du bist die jüngste, Du fängst an . . . wenn Mama gegessen hat, schicke ich sie Dir zur Ablösung . . . ich bleibe dann noch ein bischen länger und rauche eine Cigarre . . . komm, Natalie! . . . noch sind es sechs . . .

daß mir kein Stück fehlt, wenn ich zurückkehre!“

Dann gab er seiner Frau den Arm, um sie in den Speisesaal zu führen, und die arme Mieze setzte sich mit betrübter Miene auf den mittelsten Koffer.

---

13. Kapitel.

Die große Retirade.

Leb' wohl, Madrid!
Nie wende sich Dein Glück!
P. A. Wolff.

Zuerst fügte sich die kleine Marie Habermann ziemlich gut in ihr Schicksal; als es jedoch zehn Minuten gedauert, begann sie, leise vor sich hin zu weinen.

Das ist eine merkwürdige Eigenschaft der Frauen, daß sie so viel weinen können, und bei so verschiedenen Gelegenheiten.

Bei Aeußerungen der Freude oder großen Seelenschmerzes ist die Thräne eine ganz natürliche, auch dem Manne zugetheilte, Trösterin; das Weib aber weint auch, wenn es sich in den Finger geschnitten, wenn es Kopfweh hat, oder

wenn es fürchtet, Zahnschmerzen zu bekommen … und wenn man ihm zehnmal sagt, daß es schlimmer dadurch wird .. es weint eben doch. — Junge Frauen weinen, wenn sie von ihren Männern etwas haben, oder bei ihnen etwas durchsetzen wollen, und alte Frauen weinen, wenn sie in der Bibel lesen, oder wenn sie sich zu wenig Butter auf die Stulle schmieren; die junge Frau weint oft aus List, und die alte aus Angewohnheit; die junge Frau weint oft unwahr, und die alte meistens bedeutungslos.

Da Frauenthränen bei weit mehr Gelegenheiten und deshalb weit öfter ausgegeben werden, als Männerthränen, so haben sie natürlich auch einen bedeutend niedrigeren Kurs, wie es viele, den Nagel auf den Kopf treffende Sprüchwörter darthun.

„Weiber Weinen ist heimlich Lachen,“ sagt der Deutsche, und in dieser Hinsicht wären sie das Gegentheil des wehmüthig, tiefsinnigen Shakespeare'schen Narren, der durch Thränen lacht.

Die Shakespeare'schen Narren sind aber auch tiefe Philosophen, und das ist eine Eigenschaft, die den Weibern ganz abgeht … ebenso wie der Humor und das Verständniß desselben …

während selbst die dümmste Frau oft eine geschickte Politikerin ist.

Mehrere Nationen drücken sich über die Frauenthränen gradezu verächtlich aus, eben weil sie oft zu Lüge und Täuschung angewandt werden.

„Die Frauen haben stets eine Schachtel mit Thränen in der Tasche,“ sagen die Lombarden. „Morgenregen und Frauenthränen dauern nicht lange,“ lautet ein alter Jägerspruch, und: „Die Frau lacht, wenn sie kann, und weint, wenn sie will,“ behauptet der Franzose.

Und so ließe sich noch vieles darüber anführen.

Die kleine Marie Habermann weinte, weil sie allein auf dem Koffer sitzen mußte, während Papa und Mama in den Speisesaal gegangen waren und sich gütlich thaten. —

Und sie hatte doch auch solchen Hunger . . sie hatte doch seit gestern Mittag auch nichts ordentliches bekommen.

Als der Inspektor den stillen Jammer eine Weile angesehen, trat er mit mildem Wort zu ihr heran.

„Aber, Fräulein; weshalb sitzen Sie denn hier so allein bei Ihren Sachen?“ sagte er;

„wenn ich sie einschließe, sind sie weit sicherer aufgehoben, und ich leiste Ihnen Bürgschaft dafür, während Ihnen so viel eher etwas fortkommen kann .. gehen Sie doch in den Speisesaal zu Ihren Eltern ...“

„Nein! .. das darf ich nicht,“ schluchzte das Mädchen .. „da müssen Sie erst Papa fragen.“ Der Inspektor ging und kam nach wenigen Minuten mit dem Bescheide wieder, das Fräulein möchte nur zum Essen kommen; aber die schriftliche Bescheinigung über sechs Stücke Gepäck mitbringen.

Damit kam sie denn auch, noch leise nachschluchzend, an.

„Willst Du auch Suppe, Mieze?“ fragte Habermann, als er den Zettel genau durchlesen und in die Tasche gesteckt.

„Ja, lieber Papa ...“ antwortete das Kind, noch immer in voller Rührung ... „wenn Du so gut sein willst ...“

„Dicke Suppe, oder dünne Suppe ... wie?“

„Dicke Suppe, lieber Papa .. wenn Du so gut sein willst ....“

„Na, Kinder,“ fragte Habermann, als das Mädchen die mit Thränen verdünnte Suppe hinunter hatte; „was essen wir nun? .. hol's

der Teufel! wir wollen uns einmal einen guten Tag machen. — Man muß sich nicht durch ein bischen Mißgeschick gleich so niederdrücken lassen, Kinder! .. weine nicht mehr, Mieze! .. nun ist es ja gut .. nun bist Du ja bei uns ... da, Natalie! .. nimm die Speisekarte und suche Dir 'was aus ... heute wollen wir 'mal 'was essen, was wir in unserem ganzen Leben noch nicht gegessen haben .. na, Natalie ... was willst Du denn?"

Die Frau nahm die Karte und studirte sie eine ganze Weile mit tiefer Aufmerksamkeit.

„Das habe ich alles noch nicht gegessen!" sagte sie endlich.

„Unsinn! gieb doch einmal her!"

Damit nahm ihr der Gemahl das Blatt aus der Hand und studirte selbst.

„Das ist französisch," meinte er nach einer Weile ... „ich habe zwar in meiner Jugend ganz gut französisch gekonnt; aber es seitdem ziemlich total wieder vergessen ... was kann da sein! .. wir fragen ganz einfach den Kellner .."

„Aber, Heinrich .." tuschelte die Frau; „wir werden uns doch nicht so blamiren ..."

„Das ist doch immer noch besser, als gar nichts essen ... sollen wir vielleicht aus Vor=

nehmheit hier verhungern ... dann haben wir ja schließlich gar nichts von diesem eleganten Hôtel ..."

„Laß es doch die Mieze lesen ... aber mache es nicht so auffallend .. die Mieze hat doch französisch in der Schule gehabt ..."

„Na, dann übersetze es uns," sagte Habermann, ihr die Karte hinschiebend.

Das Töchterlein nahm sie, studirte eine ganze Weile darin und legte sie dann wieder auf den Tisch.

„Das verstehe ich auch nicht," meinte sie; „das haben wir nicht in der Schule gehabt ..."

„Dafür hat man nun sein theures Geld ausgegeben," brummte der Papa; „nun lernt sie nicht einmal die gewöhnlichsten Küchenausdrücke ... was fangen wir denn nun an?"

„Bestelle doch das oberste," rieth Natalie ... „aussprechen wirst Du es doch wenigstens können, Mieze."

Diese nahm abermals die Karte zwischen ihre kleinen Finger, blickte eine ganze Weile darauf hin und bewegte die Lippen, als wenn sie sich übte, das Wort auszusprechen.

„Kellner!" rief Habermann, der bereits ungeduldig wurde.

Der blonde Mensch schlenkerte heran und lächelte süß.

„Die Herrschaften befehlen?"

„Na, Mieze!" drängte der Papa.

Das Mädchen tippte mit dem rechten Zeigefinger auf die betreffende Stelle und begann zu buchstabiren!

„Potage ... con .. consommé ... chou .. chou-fleur ..."

„Potage consommé chou-fleur aux croutons!" rasselte der Kellner herunter, warf dann die weiße Serviette unter den linken Arm und schlenkerte ab, als wenn ihm alle Gelenke lose wären.

„Das wird gewiß etwas schönes sein," sagte Habermann, indem er sich die dicken Lippen leckte ...

„Und es war so lang .. und klang so vornehm .." setzte die Gemahlin hinzu.

Dann putzte sich der Gemahl Löffel, Messer und Gabel mit der Serviette ab, eine der abscheulichsten und ordinärsten Handlungen, die man bei Tische verüben kann.

Manche Menschen thun es sogar in ihrem eigenen Hause, wodurch sie demselben ein schlechtes Zeugniß geben.

Der Kellner kam mit drei künstlich übereinander plazirten Tellern angeschwenkt, als wenn er Jongleurkünste damit machen wollte, und setzte dann Jedem seine Portion hin.

Vater, Mutter und Tochter betrachteten das Gericht mit höchster Verwunderung.

„Das ist ja nochmal Suppe!“ sagte Habermann ... „was sollen wir denn damit? Wir haben ja schon 'mal Suppe gehabt.“ —

„Blumenkohlsuppe mit ein bischen geröstetem Brod d'rin,“ meinte Natalie ... „ich dachte, es wäre ganz etwas anderes ..“

„Mir war es gleich so, als wenn es Suppe sein würde,“ setzte Marie hinzu.

„Ja .. was hilft's .. gegessen muß sie doch werden,“ äußerte der Papa, nachdem er eine Weile nachgedacht ... „sonst blamiren wir uns erst recht ...“

Dann machten sie sich drüber her und bekamen sie auch glücklich hinunter.

In diesem Moment trat die Amtsräthin Rübe, ihren Sohn am Handgelenk hinter sich herziehend, in den Saal und wählte einen kleinen Tisch am entgegengesetzten Ende, halb hinter einer Säule versteckt.

„Die Herrschaften befehlen?“ fragte ein

schafsgesichtiger Kellner, der sofort zu ihnen trat.

Die Frau Amtsräthin war noch dermaßen in ein Gespräch mit ihrem Sohn vertieft, daß sie gar nicht darauf hörte.

„Wirst Du es gleich sagen, Mensch!“ rief die Mutter, seinen Arm schüttelnd.

„Clemens Alexandrinus,“ antwortete dieser.

„Muß bedauern ... steht nicht auf der Karte ...“ lispelte der alberne Kellner.

Die Mutter machte eine ungeduldige Bewegung mit dem Kopf.

„Besinne Dich doch!“ eiferte sie weiter; „Du weißt es ja ... es war einer von den griechischen ... na! .. na! ..“

„Gregor von Nyßa ..“ antwortete der Sohn, nachdem er eine Weile nachgedacht.

„Muß bedauern .. steht nicht auf der Karte ...“ machte abermals der Kellner.

„Was wollen Sie denn?“ fuhr ihn jetzt die Amtsräthin an ... „verlangen Sie vielleicht, daß die Kirchenväter auf Ihrer dummen Speisenkarte stehen? — Geben Sie zweimal Bouillon .. und eine kleine Selter ...“

„Was sind denn das für ein paar Verrückte? sagte Habermann.

„Die habe ich schon vorhin unten auf dem Flur gesehen,“ meinte Natalie.

Marie, die ihnen den Rücken wandte, sah gar nicht danach hin.

„Nun wollen wir aber etwas kompaktes essen,“ fuhr der Papa fort .. „mir ist schon ganz schwach im Magen von all' der Suppe ... nun gieb Dir 'mal rechte Mühe, Mieze, und suche etwas recht schönes aus.“

Das Mädchen nahm die Karte und studirte abermals eine ganze Weile darauf herum.

„Ja .. ich weiß wirklich nicht,“ meinte sie endlich ... „ich verstehe eines so wenig, wie das andere ... das einzige, was ich verstehe, ist bouillon ...“

„Um Gotteswillen!“ rief Habermann ... „nur nicht zum dritten Mal Suppe! ..“

„Und pain ...“

„Pain? .. was ist pain?“

„Brod ...“

„Brod haben wir .. Brod haben wir ja ...“

„Und pommes de terre ...“

„Pommes de terre ... pommes de terre .. das klingt schon besser .. was ist pommes de terre?“ —

„Kartoffeln, lieber Papa ..“

„Unsinn . . . die bekommen wir ja überall zu . . . wer wird denn dafür noch Geld ausgeben! . . . was verstehst Du denn sonst noch?“

Salade . . . compotes . . . liqueurs . . . café . . .“

„Das verstehe ich auch . . . deshalb hätte ich Dich nicht französisch lernen zu lassen brauchen . . . und weiter kannst Du nichts übersetzen?“

„Nein, lieber Papa. . .“

„Dann gib einmal her . . . dann wollen wir es einmal dem Zufall überlassen.“

Mit diesen Worten nahm er die Karte, machte die Augen zu und tippte dann mit der Spitze des rechten Zeigefingers auf eine beliebige Stelle.

„Was ist das?“ rief er dann; „lies das ’mal, Mieze!“

„Des ar . . . des ar . . . des artichauts . . .“ buchstabirte diese.

„Was ist das? . . . weißt Du es nicht? . . .“

„Chaud . . . heißt heiß . . .“

„Und arti . . . arte . . . sollte das von unserem plattdeutschen Arten kommen?“ gab die Mama ihren Senf dazu.

„Aha!“ rief Habermann auflebend . . . „also wahrscheinlich heiße dicke Erbsen . . . das wollen

wir uns geben lassen ... dreimal ... sage es ihm, Mieze ... he! Kellner!"

Der Gerufene schlotterte heran.

„Sage es ihm, Mieze ... na!"

„Des ar ... des ar ... tichauts," buchstabirte das Kind.

„Farcés?" fragte der Kellner.

Habermann sah ihn an, als wenn er nicht recht verstanden.

„Wie sagten Sie?" fragte er dann.

„Ich meine, ob Sie farcés befehlen?"

„Farcés?" wiederholte der Papa; „wer redet denn von farcés ... arti ... arti ... so etwas wollen wir. — Sie können wohl nicht ordentlich hören? ... was?" —

Der Kellner ging mit einem dämlichen Lächeln davon.

„Ich weiß gar nicht, was der blasse Bengel immer mit seinem farcés wollte," brummte Habermann ... „wir haben es ihm doch deutlich genug gesagt, was wir wollen ... für dies vornehme Hôtel finde ich die Kellner ganz fürchterlich dumm ..."

Bereits nach wenigen Minuten kam der Betreffende mit seinen drei Tellern anbalancirt und setzte dann Jedem seine Portion hin.

Vater, Mutter und Tochter betrachteten das Gericht mit höchster Verwunderung. „Das ist ein Kienapfel!“ sagte endlich Habermann.

„Und zwar ein grüner ...“ setzte die Mama hinzu. . .

„Allerdings sehr groß . . . aber für ’nen Kienapfel halte ich es auch ...“ meinte die Mieze.

„Das ist am Ende farcé,“ begann der Papa, nachdem er, seiner Gewohnheit gemäß, eine Weile nachgedacht . . . „der infame Bengel hat uns am Ende doch farcé gebracht.“

Dann rief er ihn auch sogleich heran.

„He! — Kellner! . . . Sie!“

„Die Herrschaften befehlen?“

„Sie haben uns ja doch farcés gebracht ... und wir wollten doch . . . ar . . . arti . . . wollten wir doch . . .“

„Das ist artichaut . . . non farcé . . .“ antwortete der Kellner.

„Das heißt artichaut und nicht farcé ...“ tuschelte die Tochter ihrem Papa zu.

Die Mutter warf ihr einen vorwurfsvollen Blick zu.

„Es ist ja ganz richtig,“ sagte sie dann ... „der Kellner hat ja ganz recht gebracht ... Du bist nur immer so zerstreut, Habermann . . .“

Dann nahm sie Messer und Gabel und wollte drauf=los schneiden, als das glatte Ding abrutschte und mit einem Sprung auf die Dielen fiel.

Der Kellner hob es mit zwei Fingern auf und trug es mit verschämtem Lächeln fort.

„Siehst Du wohl, nun hast Du gar nichts,“ sagte Habermann.

Natalie wandte sich, um den Flüchtling wieder einfangen zu lassen; als sie plötzlich zusammenzuckte und wie mit Blut übergossen ward.

„Der Herr Graf!“ hauchte sie.

Vater und Tochter hatten ihn jetzt ebenfalls bemerkt.

„Er kommt hierher,“ flüsterte der Erstere . . . „was soll ich denn nun mit dem verdammten Dinge anfangen, das ich nicht zu essen verstehe?“

In seiner Verzweiflung machte er eben eine Bewegung, um es in die Tasche zu stecken, als die hohe Bekanntschaft schon an seiner Seite war.

„Ah! Die Herrschaften diniren schon . . .“ sagte er, mit einem verbindlichen Kompliment . . . „das ist allerdings ein wenig früh, aber freilich, wenn man eine so lange und beschwerliche Reise gemacht hat . . . und Artischocken . . . das lasse ich mir gefallen . . . daraus erhellt, daß man in der Provinz auch zu leben versteht . . gleich

mit der feinsten Delikatesse angefangen ... denn ich sehe, Sie haben noch nicht einmal Wein ... gestatten Sie, daß ich mich ein wenig zu Ihnen setze . . . ich will aber nur eine ganze Kleinigkeit zum Frühstück nehmen. . ."

„Herr Graf . . . diese Ehre . . ." machte Habermann, etwas nach rechts rückend, während Natalie dieselbe Bewegung nach links ausführte.

Thalheim nahm einen Stuhl und setzte sich zwischen Beide.

„Na; das wird gut werden!" dachte der Papa . . . „wenn ich blos wüßte, wie ich das verdammte Ding herunterkriegen sollte."

Die Frau war jetzt froh, daß sie es los war.

Fräulein Marie kullerte es immer von einer Seite auf die andere.

Da wendete sich der Graf auf seinen Stuhl, um einem Kellner zu winken, und diesen günstigen Moment benutzte Habermann sofort zur Ausführung seines früheren Vorhabens, indem er die Artischocke ergriff und schnell in die Tasche seines Sommerrockes gleiten ließ.

Als Thalheim, in Erwartung des Kellners, sich wieder dem Tisch zukehrte und seines Nachbars Teller leer sah, machte er ein erstauntes Gesicht.

„Schon verzehrt?“ fragte er; „das ist ja wunderbar rasch gegangen. . .“

„Ja!“ entgegnete Habermann, mit unbefangenem Lächeln . . . „die Ar . . . ar . . . arten . . . die Dinger esse ich immer so schnell.“

„Und mit Strunk und Stiel? wie man zu sagen pflegt . . . ich sauge nur die Blattwurzeln aus. . .“

Fräulein Marie, die, wenn auch nicht erfahren, so doch äußerst gelehrig war, benutzte sofort den gegebenen Wink, nahm die Artischocke in die Hand und überlegte, wie sie das anfangen sollte . . . als der Graf aber hinsah, führte sie die Frucht zum Munde, stach sich mit den Stacheln in's Näschen, schüttelte den Kopf und legte sie wieder auf den Teller.

„Das ist kein Essen für junge Mädchen,“ meinte Thalheim lächelnd . . . „damit verstehen die zarten Fingerchen nicht umzugehen. . .“

Der Papa lachte.

„Nein! . . . damit versteht sie noch nicht umzugehen!“ rief er aus . . . „Unsereiner freilich . . . unsereiner freilich . . . hahaha . . . das ist wie mit 'ner Auster. . .“

„Was befehlen der Herr Graf?“ fragte der Kellner, der schon eine Weile gewartet.

„Bringen Sie mir sardines en huile . . . das ist mein Lieblingsfisch . . .“ wandte er sich dann an Natalie.

Diese warf ihrem Gatten einen Blick zu, der auch sogleich verstanden wurde. Nun konnte man nicht mehr fehlgreifen; man aß alles, was der Herr Graf aß. Dadurch wurden die unglückseligen Confusionen mit der französischen Sprache beseitigt.

„Das ist unser Lieblingsfisch auch!“ rief Habermann . . . „bringen Sie mir auch . . . die Dinger . . . dreimal. . .“

„Und ein Glas Portwein . . .“ setzte Thalheim hinzu.

„Uns eine Flasche . . . uns eine Flasche . . .“ sagte Habermann.

Der Kellner ging, und anstatt seiner trat ein junges Pärchen in den Saal. Der Mann hat langes, blondes Haar, eine ziemlich stark hervortretende Nase und etwas schüchternes und ängstliches im Benehmen, und die Frau ist brünett, hängt verschämt an seinem Arm und schlägt die Augen nieder.

„Eine Depesche, Herr Kelbitz!“ ruft der Inspector, ihm nacheilend, und ihm dieselbe einhändigend.

„Schon wieder eine Depesche, lieber Philipp?“ fragt das kleine Weib . . . „woher denn!“

„Ach!“ macht der Mann, indem er das Couvert uneröffnet in die Tasche steckt.

„Aber, von wem denn, lieber Philipp . . . so sprich doch. . .“

„Ach! . . . laß doch! . . . das ist schon die fünfte. . .“

„Von Mama! . . willst Du sie denn nicht lesen?“

„Nein!“

„Aber, Philipp . . . weshalb denn nicht?“

Der junge Gatte wurde, trotz seines sonst so ängstlichen und verlegenen Wesens, von einer plötzlichen Nervosität befallen.

„Weil ich sie auswendig weiß,“ entgegnete er, beinahe heftig . . . „Guter Philipp! Liddy ist ein zartes Blümchen . . . schwören Sie einer unglücklichen Mutter, Rücksicht darauf zu nehmen!“

„Mama ist so gut,“ seufzte die junge Frau.

Der Herr Gemahl antwortete nicht darauf und suchte sich einen einsamen Tisch aus, an dem dann Beide platznahmen.

„Viermal sardines en huile . . . ein Portwein . . . Flasche Portwein!“ sagte der Kellner, das von der anderen Gesellschaft bestellte auf die Platte setzend.

Der Graf legte sich die Serviette vor und Vater, Mutter und Tochter Habermann betrachteten die eben angelangte Speise mit höchster Verwunderung.

„Sie scheinen trefflich zu sein,“ meinte Thalheim, den einen Fisch durchschneidend.

„Aber ein bischen klein ... finden Sie nicht?“ fragte sein Nachbar.

„Im Gegentheil ... ich entsinne mich kaum, sie größer gesehen zu haben. . .“

„So! . . . was Sie sagen? . . . aber wenig sind es jedenfalls . . . außerordentlich wenig. . .“

„Mehr nimmt man nie, Herr Habermann ... Sie essen ja doch nachher noch mehr. . .“

„Nun freilich! . . . nun freilich! ... natürlich essen wir nachher noch mehr ... die Dinger schmecken sehr nach Oel ... finden Sie nicht?“

Mit zwei Bissen war er fertig, und schenkte dann Wein ein.

„Sehr stark!“ sagte er, als er gekostet . . . „aber gut . . . ausgezeichnet sogar . . . wie?“

Natalie nippte blos an ihrem Glase, und Mariechen, die Durst hatte, nahm einen tüchtigen Zug und fing dann an zu niesen. —

„Alexander!“ klang da eine scharfe Stimme

von einem entfernten Tische her; „Alexander! ... hörst Du denn nicht?“

„Jawohl, Mutter ... was befiehlst Du denn?“

„Wenn Du mir denn durchaus keine griechischen Kirchenväter nennen willst, dann sage mir wenigstens einige lateinische.“

Als der junge Blondin an einem andern entfernten Tisch diese Worte hörte, sah er sich entsetzt um.

„Das sind sie ... das sind sie, Liddy!“ sagte er zu seiner jungen Frau.

„Wer denn, lieber Philipp ... wen meinst Du?“

„Alexander!“ tönte das schneidende Organ wieder dazwischen ... „Du weißt es ja ... sage es doch ... brüte doch nicht immer ... na! ... Tertullian ... Cyprian ... Ambrosius ... na! ... na! ... nenne mir doch wenigstens einen ... einen einzigen nur. ..“

„Das scheint die Gouvernante des jungen Mannes zu sein,“ bemerkte der Graf, seine Gesellschaft darauf aufmerksam machend...

„Hast Du's nun gehört, Liddy?“ fragte der Ehemann weiter ... „die Frau mit den Kirchenvätern ... die neben uns wohnt ... Herr

Gott! ... wenn das die Nacht so beibleibt ... lauter Kirchenväter ... zwischen jedem ..."

„Mich stört es nicht," sagte das Weibchen naiv ... „ich glaube, ich werde ganz gut dabei schlafen. .."

An dem andern Tische ging das Examen mit demselben ungünstigen Resultat weiter. —

Der Graf nahm die Speisekarte und studirte darin, während Mieze allmählich ihren Wein ausnippte und ganz rothe Backen bekam.

Die Augen des Habermann'schen Ehepaars hingen währenddessen erwartungsvoll an seinen Lippen.

„Kellner! ... ich werde noch etwas Braten essen ... geben Sie mir ... Alouettes de Leipsic. . ."[1])

„Uns auch!" kam Habermann gleich hinterher ... „bringen Sie uns auch ... Leipsic ... dreimal ... hören Sie! ... dreimal. .."

„Nun werden wir doch endlich ein ordentliches Stück Fleisch bekommen," dachte er dann bei sich.

„Philipp! ... wir wollen Austern essen ..." tönte da wieder die Stimme der kleinen Frau.

---

[1]) Leipziger Lerchen.

von dem anderen Tische her . . . „und dann trinken wir eine halbe Flasche Champagner dazu . . . nicht wahr? — Danach wird mir immer so eigenthümlich zu Muthe. . .“

Der blonde Mann mit der starken Nase wurde plötzlich mit glühender Röthe übergossen . . . dann sprang er auf, stieß an den Tisch, daß zwei Teller auf die Erde fielen und gab seinem Weibchen einen Kuß, daß alle Anwesenden sich umsahen. . .

„Gott erbarme sich!“ rief die Mutter mit den Kirchenvätern, indem sie sich ebenfalls erschrocken umsah . . . „sieh' doch, Alexander! . . . das ist ja das junge Ehepaar, das neben uns wohnt . . . das ist ja gar nicht auszuhalten . . . wenn das so fortgeht, kann man ja kein Auge zuthun. . .“

„Alouettes de Leipsic! . . . viermal!“ rief der Kellner, indem er mit großer Gewandheit Jedem seinen Teller hinwarf.

Vater, Mutter und Tochter Habermann betrachteten die neue Speise fast noch verwunderter, als sie die früheren bereits angeblickt.

Namentlich Ersterer schüttelte fortwährend mit dem Kopf, senkte die hellblauen Augen ganz dicht auf seine Portion hinab . . . roch daran . . .

schüttelte wieder den Kopf und sah schließlich auf.

„Das sieht aus, wie ein gebratener Pfropfen," sagte er dann.

„Aber, Habermann!" verwies ihm Natalie.

„Ihr Herr Gemahl macht fortwährend seine kleinen Scherze mit uns," wandte sich Thalheim an jene ... „il veut nous faire rire, n'est-ce-pas, Madame?"[1])

„Ach, Herr Graf," hauchte die Frau, die natürlich das Französische nicht verstanden, indem sie die Augen niederschlug.

„Aber es ist wohl ein Kolibri ... nicht wahr!" setzte Habermann lächelnd hinzu.

„Sehr gut! sehr gut!" rief Thalheim ... „köstlich ... ganz köstlich!"

Dann machte man sich an das Verzehren, wobei Habermann die ganze Lerche mit einem Mal in den Mund steckte.

„Es schmeckt beinahe wie ein Frosch," sagte er, als er fertig war ... „sehr weichlich, und vor allen Dingen viel zu wenig."

„Das junge Paar da drüben hat mir Appetit gemacht," sagte der Graf lustig; „was meinen

---

[1]) Er will uns lachen lassen... nicht wahr, Madame? —

Sie, wenn wir auch ein paar Austern äßen und ein Fläschchen Sekt dazu tränken?"

„Natürlich!" rief Habermann, der von dem schweren Portwein schon einen kleinen Schwipps hatte und außerdem jede Gelegenheit benutzte, wo er noch etwas zu essen bekommen konnte; „ich bin dabei ... mit dem größten Vergnügen ..."

„Et Vous, Madame?" wandte sich Thalheim an Frau Natalie.

„Ach, Herr Graf ..." hauchte diese, mit niedergeschlagenen Augen.

Fräulein Marie hatte schon ganz knallrothe Backen und freute sich, daß es Champagner gab, den sie in ihrem Leben erst einmal getrunken. —

Austern kannten beide Frauen bis jetzt nur vom Hörensagen.

Die hölzerne Schüssel kam, und die schief im Eiskühler liegende Flasche wurde daneben gestellt.

„Nun, bitte zuzulangen," sagte der Graf, nachdem er die Gläser gefüllt.

Jeder nahm das Seine und trank.

„Ach ... das kribbelt so," meinte das Töchterchen, eine krause Nase machend ... und dann verging ihr die Luft.

Nun ging's an's Austernessen. —

Der Graf und Habermann, die den Genuß bereits kannten, sahen das Tablett erst eine Weile aufmerksam an, trafen ihre Wahl, kratzten den Bart ab, lösten die Auster vom Stuhl, kehrten sie um und schlürften sie mit wollüstigem Behagen hinunter.

Mutter und Tochter hatten ihnen mit der größten Aufmerksamkeit zugeschaut und versuchten es nun, nachzumachen.

Der Ersteren gelang es auch insoweit, als sie die Auster ganz regelrecht zum Genuß vorbereitete; als sie sie aber hinunterschlucken wollte, zog sie zu stark und bekam das kalte Ding so plötzlich in den Magen, daß sie ein verwundertes Gesicht machte und eine Weile ganz stille saß.

Der kleinen Mieze ging es aber noch schlechter; denn da sie ebenfalls schon einen ganz kleinen Schwipps hatte und ihre Fingerchen nicht mehr ganz zuverlässig waren, ließ sie die Auster, anstatt in den erwartungsvollen Mund, in die ziemlich offene Taille ihres leichten Sommerkleidchens gleiten.

„Ach, Gott!“ sagte sie, unwillkürlich den Leib einziehend.

„Was ist Ihnen, Fräulein? . . . schmeckt sie Ihnen nicht?“ fragte der Graf.

„O ja . . .“ entgegnete das Mädchen . . . „sie war ausgezeichnet! . . .“ und dann zog sie sich ihren Gürtel fester, damit die Auster nicht etwa noch weiterrutschen sollte.

Mit der zweiten ging es aber nachher besser.

Bei dem leckeren Bissen und dem perlenden Wein wurde die Unterhaltung nun auch flüssiger; der Graf sprach sehr viel und sehr liebenswürdig mehr zu, als mit Frau Habermann; der Papa wurde ganz ausgelassen und bestellte noch weitere fünfundzwanzig und eine zweite Flasche Sekt, und die kleine Mieze wackelte auf ihrem Stuhl und lachte über alles, was gesprochen wurde.

Endlich sah Thalheim nach der Uhr.

„Mein Gott! wie die Zeit vergeht!“ sagte er, mit leichtem Staunen; „schon vier Uhr.“

Wenn Frau Natalie das Wort Uhr nennen hörte, konnte sie es natürlich nicht unterlassen, auch die Ihrige zu befragen.

„Ich habe schon zehn Minuten darüber,“ sagte sie, die Diamanten strahlen lassend; aber im Grafen fand sie kein dankbares Publikum . . . er warf kaum einen Blick auf das kostbare Familienstück, sondern stand auf, nahm Hut und Stock und empfahl sich, weil er noch einige Besorgungen zu machen hatte.

„Reizender Mensch!“ sagte Habermann, als Jener gegangen ... „ein ganz reizender Mensch!“

Natalie, der er die Hand geküßt, machte ein Gesicht, als wenn sie einen Triumph gefeiert.

„Kinder! . . . nun wollen wir unser Theil bezahlen und dann fragen, ob was frei geworden ist,“ meinte Habermann.

Das geschah, und die Familie begab sich hinunter, die Mieze etwas schwankend und fortwährend darüber kichernd.

„Nun, Herr Inspector,“ sagte Habermann, in der rosenfarbensten Laune, als sie unten in der Halle angekommen waren, „sind andere Zimmer für uns frei geworden?“

„Thut mir ganz außerordentlich leid; ich kann Ihnen jetzt nicht einmal eine Dachkammer mehr geben.“

„Aber, was machen wir denn da?“ meinte die Mama ängstlich.

Dem Fräulein Tochter schien alles ganz egal zu sein.

„Sehr gut!“ rief Habermann lachend; „ausgezeichnet! . . . ganz ausgezeichnet!“

„Dann, bitte, lassen Sie mir meine Sachen herausgeben . . . hier ist der Schein! . . . es sind sechs Stück, ohne Schirm, Plaid und Reisetasche.“

Der Inspector ließ das Gepäck holen, und Habermann zählte es nach . . . er zählte einmal . . . er zählte zweimal . . . er zählte dreimal; dann rieb er sich die Augen und machte ein verwundertes Gesicht.

„Zähle Du mal!“ wandte er sich an seine Frau.

Diese zählte einmal, zählte zweimal, zählte dreimal, und dann machte sie ebenfalls ein verwundertes Gesicht.

„Mieze!“ sagte sie; „was ist denn das? zähle Du doch 'mal!“

„Ich kann nicht, Mama,“ sagte diese; „ich sehe alles doppelt.

„So schlimm ist es bei mir allerdings nicht,“ meinte der Papa; „aber ich bekomme sieben heraus.“

„Ich bekomme auch sieben heraus,“ bestätigte Natalie.

„Sollten wir uns denn vorhin verzählt haben?“

„Das ist doch wohl gar nicht möglich, Habermann.“

„Es muß doch aber möglich sein, Frau . . . Herr Inspector, bitte, zählen Sie doch 'mal!“

„Sieben!“ sagte dieser verwundert; „allerdings sieben; aber sechs habe ich nur bekommen.“

„Sehr gut!“ rief Habermann, indem er lachte,

daß ihm die Thränen in die hellblauen Augen kamen; „ausgezeichnet! wir haben uns alle zusammen verzählt . . . es ist eine optische Täuschung gewesen! — Und das ist doch mein Koffer . . . ich werde doch wohl meinen eigenen Koffer kennen.“

Der Inspector zuckte die Achseln und sagte, daß er nicht begreifen könne, wie das zugegangen.

„Na! es ist egal!“ meinte Habermann schließlich . . . „dann lassen Sie uns nur eine Droschke pfeifen!“

Die Droschke kam, und Habermann zählte seine sieben Stücke hinein.

„Wo wollen wir denn nun hin, Heinrich?“ fragte die Frau.

„Ja so? . . . wo wollen wir denn nun hin?“ wiederholte der Gemahl; „na, es wird doch wohl noch mehr Hôtels in Berlin geben.“

„Ich würde Ihnen das Hôtel Royal unter den Linden empfehlen,“ meinte der Inspector; „da finden Sie ganz sicher noch Platz.“

Habermann blickte eine Weile sinnend vor sich hin, wie es seine Gewohnheit war; dann lachte er und knippste mit den Fingern.

„Vorwärts!“ rief er; „hinein! — Mit Gott für König und Vaterland!“

Als Mutter und Tochter platzgenommen, gab er dem Kutscher die Adresse, stieg selber ein, und der alte Kasten rumpelte davon.

Portier und Kellner, die ein gutes Trinkgeld bekommen, dienerten ihm nach.

---

14. Kapitel.

Was machen wir heute Abend?

Ich hab' den ganzen Vormittag
Auf meiner Kneip' studirt!
D'rum sei nun auch der Nachmittag
Dem Bierstoff dedicirt.

Uhland.

Der Rentier Zinnwald und seine Frau Amalie hatten eben Kaffee getrunken, saßen hinter den kaum erkalteten Tassen und überließen sich ihren Gedanken.

So ein Rentier hat eigentlich das glücklichste Leben, namentlich wenn er unverheirathet geblieben ist. Da sagen die Leute zwar, das sei schnöder Egoismus, sich nicht zu verheirathen und sich seinen Pflichten als Weltbürger zu entziehen, sich vor den lieben Sorgen zu scheuen, die der Ehestand mit sich brächte und was sie

ferner noch alles vorbringen. — Laßt sie nur reden! Es ist ja ganz hübsch und preiswürdig, die Sorgen gern zu tragen, wenn man sie einmal hat; aber wenn man sie noch nicht hat, scheint es mir noch besser.

Freilich kommt das auch sehr auf den Geschmack an. Der Eine mag es so, und der Andere wieder anders.

Mancher möchte aber gewiß gern aus der lärmenden und unzufriedenen Familie wieder heraus, wenn er nur könnte.

Wenn man für sich allein zu sorgen hat, hat man jedenfalls weniger Sorgen, und das ist schon viel. Ich habe Niemand über mir als den Himmel; ich kann mich vollkommen nach meiner Decke strecken; es können mir weit weniger unvorhergesehene Ausgaben kommen; ich brauche auf Niemand schuldige Rücksicht zu nehmen, kann ganz meinem eigenen Geschmack huldigen, kann schlafen, wenn ich schlafen will, und schnarchen, wenn ich schnarchen will, ohne daß ich mich dabei stören zu lassen brauche . . . mit einem Wort, wenn man noch von den antiken Einrichtungen sprechen darf, so ist der unverheirathete Rentier der moderne Halbgott.

Allerdings muß er seinen seligen Zustand

auch zu würdigen, seine Zeit und sein Geld gut anzuwenden wissen und vor allen Dingen kein Esel sein, der blos der Faullenzerei huldigt und von Morgens bis Abends dem lieben Gott seinen Tag stiehlt.

Das ist freilich schlimm, und so sind leider die meisten deutschen Rentiers, namentlich aus dem Mittelstande.

Wenn sie genug haben, setzen sie sich zur Ruhe, um nichts zu thun, bis sie zuletzt vor Langeweile sterben.

Wie anders der französische Rentier! Er arbeitet wie eine Biene, bis er soviel gespart, wie er sich von Anfang an vorgenommen; dann hört er mitten im blühendsten Gang des Geschäfts auf, wird mit fünfzig Jahren erst recht jeune homme und trinkt das Vergnügen in vollen Zügen.

Zu einem Rentier in des Wortes edelster Bedeutung gehört jedenfalls ein Mann, der gearbeitet hat und nun die Ruhe zu schätzen und gut anzuwenden, ein Mann, der dem Genuß das Aroma abzuschöpfen weiß, der jede Minute des Tages als köstliche Perle betrachtet, die ihm der Himmel zum Geschenk gemacht, und der mit berechtigtem Stolze sein Haupt erheben

und sprechen kann: „Ich bin mir selbst genug ... ich will keinen Anderen über mir und neben mir ... ich kann nicht Fürsten- und noch weit weniger Frauendiener sein."

Zu dieser bevorzugten Klasse der Rentiers gehörte nun allerdings der Rentier Paul Zinnwald nicht; denn erstens war er verheirathet, wenn auch kinderlos, und zweitens war er, wenn auch grade kein Esel, so doch ein ziemlich harmloser Mensch, wie man zu sagen pflegt.

Solche Rentiers, die zwar eine Frau, aber keine Kinder haben, werden von ihren Ehehälften gewöhnlich nicht ganz für voll angesehen, was auch gewissermaßen seine Begründung hat, und schaffen sich als Surrogat der Nachkommenschaft einen kleinen Hund an.

Das hatte aber Zinnwald auch nicht einmal gethan.

„Was willst Du mit 'nem kleinen Hund?" hatte die Frau gesagt ... „hast Du denn nicht an mir genug?"

Und darin hatte sie recht ... das hatte Zinnwald in der That ... ich will nicht grade sagen, daß er zuviel an ihr hatte, aber grade genug ... zu wenig jedenfalls auch nicht. . .

Sie führte im großen Ganzen ein mildes

Regiment, und er fügte sich darin, weil er dabei keine Verantwortung zu übernehmen hatte. Er war zwar die berechtigte, berathende Stimme, stellte, wenn es ihm nöthig erschien, Amendements, ließ sie aber in der Regel geräuschlos wieder fallen, wenn seine Frau den Kopf dazu schüttelte, oder mit ihren überlegenen Geistesgaben ihn eines Anderen belehrte ... eines Bessern konnte man allerdings nicht immer sagen; denn es kamen auch Fälle vor, in denen ihre Ansicht sich als falsch erwies; aber dann frohlockte Zinnwald nicht etwa, oder machte ihr gar Vorwürfe, sondern er freute sich im Stillen, machte ein seelenvergnügtes Gesicht, zuckte mit der Nase und ging den ganzen Tag still vor sich hin schmunzelnd umher.

Im großen Ganzen lebten sie aber recht gut miteinander und genossen ihr irdisches Dasein, so gut sie es eben im Stande waren ... wenn es nicht mehr wurde, lag es wenigstens nicht an ihrem beiderseitigen guten Willen.

Sie waren beide in Berent geboren, hatten sich in Berent verheirathet und hatten in Berent Wohlstand erlangt.

Soviel war es freilich nicht, wie die Frau die Leute glauben machte; aber sie liebte die Großspurigkeit und den Menschen Sand in die

Augen zu streuen. Ueberhebung und Eitelkeit waren von jeher ihre schwachen Seiten gewesen und deshalb hatte es ihr in Berent auch keine Ruhe gelassen, sondern sie hatte dem guten Paul so lange in den Ohren gelegen, bis er sich endlich entschloß, mit ihr nach Berlin überzusiedeln, wo sie nun bereits eine Reihe von Jahren ihren Wohnsitz aufgeschlagen und still und harmlos vor sich hin lebten.

Das hatten sie bald eingesehen, daß es sich mit ihren Mitteln doch nicht so leben ließ, wie sie es sich von Berent aus gedacht, und sie hatten deshalb auch nur eine Wohnung von vier Zimmern in der stillen Köthener Straße nehmen können, und mit den Vergnügungen wollte es auch nicht so recht gehen, wie man anfangs geträumt, aber der äußere Nimbus wurde von Frau Zinnwald doch stets gewahrt. Ueberall, wohin sie kam, erzählte sie von ihrer großen Wohnung, die Niemand zu sehen bekam, weil sie keine Gesellschaften gab, sondern nur an Kränzchen und Pickenicks theilnahm, und überall wohin sie kam, renommirte sie auch mit ihren vornehmen Bekanntschaften und ihren feinen Vergnügungen, Opernhausvorstellungen, Concerten, Gemäldeausstellungen ꝛc. ꝛc.

In Wahrheit bestand das sociale Leben des Zinnwald'schen Ehepaars darin, daß sie des Morgens ziemlich spät aufstanden und mit großer Umständlichkeit ihren Morgenkaffee schlürften. — Weshalb sollten sie auch nicht? — Zeit hatten sie ja dazu mehr als nothwendig.

Dann las der Mann die ganze Vossische Zeitung mit sämmtlichen Beilagen gewissenhaft von Anfang bis zu Ende, während die Frau mit ihrem etwas flatterhaften Dienstmädchen die Wirthschaft besprach und die Vorbereitungen zum Mittagessen traf.

So gegen elf brachte sie ihrem Gatten ein belegtes Brödchen und einen kleinen Ingwer, und wenn das verzehrt war, zog er sich an und ging ein bischen in die Sonne ... manchmal trank er auch noch irgendwo eine kleine Weiße und saß dabei stillvergnügt in seiner Ecke und lächelte die Menschen an.

Amalie ließ ihn natürlich vertrauungsvoll gehen ... ach, so vertrauensvoll! — Wie sollte Zinnwald auch wohl auf Abwege gerathen? ... Zinnwald! ... Das war ja die allerabsoluteste Unmöglichkeit ... Zinnwald! ... i, Gott bewahre! — Den hätte sie getrost mit einer Odaliske allein gelassen ... weshalb sollte der also nicht mittags ein bischen in die Sonne gehen? —

Um die Mode der großen Stadt mitzumachen, wurde um drei Uhr gegessen; aber sehr einfach ... Suppe, Gemüse und Fleisch, das war alles ... und Sonntags einen kleinen Braten ... nachmittag wurde ein Schlummerchen gemacht, dann Kaffee getrunken und dabei in der Regel berathen, was heute oder morgen vorzunehmen sei.

Zweimal die Woche gingen sie in der Regel aus, und die übrigen Tage blieben sie zu Hause und gähnten, bis sie zeitig das Lager suchten.

Zinnwald's Wohnung befand sich also Köthener Straße 2, natürlich eine Treppe hoch, in einem stillen und anständigen Hause.

Vier Zimmer hatten sie nur, obgleich sie aller Welt erzählten, daß es sieben wären; aber das schadete ja nichts; wenn wirklich einmal Jemand kam, um einen Besuch zu machen, dann wurde er in die gute Stube geführt und bekam die anderen Räume gar nicht zu sehen, die beinahe zur Hälfte nur in der Einbildung bestanden.

Vom Flur, der nachher links um die Ecke ging, um zur Küche ꝛc. zu führen, gelangte man nämlich gleich rechts in die gute Stube, den „Salon," wie Frau Zinnwald ihn nannte, obgleich es eigentlich keiner war, in das „Allerheiligste," das sonst von keines Menschen Fuß

betreten und nur von der Hausfrau selbst von Zeit zu Zeit gereinigt ward.

Dies Zimmer war hübsch, man konnte sogar sagen, reich möblirt. Ueberzüge von schwerem, rothen Seidenrips, alles Holzwerk von Polysander, feingestickte Gardinen, ein großer Smyrna-Teppich, üppige Sopha's und Fauteuils, eine prunkende Gaskrone, an den Wänden eine Menge schlechter Oelgemälde, ein Pianino, auf dem Niemand spielte, ein Bücherspind, aus dem Niemand las, und eine Servante mit schimmerndem Silber, das niemals in Gebrauch genommen ward ... ebensowenig wie es oft mit dem vielen, schönen Leinenzeug geschieht ... die kreuzweis rothen Bändchen werden nimmer abgebunden, und so bleiben die schönen, weißen Gedecke liegen, und vererben sich von einer Generation auf die andere, bis sie gelb werden ... und brechen ... und modern, ohne auch nur einem einzigen Menschen Freude gemacht und Nutzen gewährt zu haben.

In dem Gedanken liegt etwas wehmüthig Tragisches.

Aus dem „Allerheiligsten" gelangte man durch eine braune Flügelthür in das Zimmer Zinnwalds ... Arbeitszimmer konnte man leider

nicht sagen, weil er eben nicht arbeitete; aber er saß doch darin und las dort die Zeitung und sah aus dem Fenster und schlug im heißen Sommer die Fliegen todt.

Das war doch immerhin etwas.

Hier war die Pracht schon etwas abgeschwächter, obgleich die Einrichtung noch immer hübsch genannt werden mußte.

Polstermöbel von grünem Wollenrips und Mahagony, Tüllgardinen mit grünen Shawls, ein großer, bequemer Stuhl, ein Fauteuil und andere Stühle, ein großer, gewirkter Teppich, ein Cylinderbureau, an dem selten Jemand schrieb, ein Chronometer und eine Menge von Lithographien, die größtentheils Kalendern und Colportageblättern als Prämien beigegeben waren.

Unter dem Spiegel stand ein Cigarrenkasten nebst Feuerzeug, und in der Ecke an der Thür ein Spucknapf, der ebenfalls nicht benutzt wurde.

Das war Zinnwald's Zimmer, und damit war die vierfenstrige Vorderfront beendet.

Aus diesem Raum führte eine Flügelthür in das sogenannte Berliner-Zimmer, in den meisten Fällen ein ebenso häßlicher, als nützlicher Raum . . . dunkel, einfenstrig, ungraciös, aber im erleuchteten Zustande, namentlich wenn

eine üppige Tafel darin gedeckt ist, behaglich und angenehm.

Daneben liegt in der Regel ein Alcoven, in dem manchmal Jemand schläft . . . ein jüngerer Sohn, oder etwas dergleichen.

Hier fehlte er jedoch, und das sogenannte Berliner-Zimmer selbst erschien etwas leer und kahl; in der Mitte ein runder Tisch, an dem im Sommer gespeist wurde . . . ein Büffet . . . zwei Kleiderschränke . . . Stühle . . . ein schief angebrachter Spiegel . . . gewöhnlich niedergelassenes Rouleau . . . eine Kommode . . . und mehrere übriggebliebene und unsymmetrisch befestigte Bilder.

Das waren die drei Räume, die im directen Zusammenhange standen.

Damit sind wir denn nun auch bald fertig.

Wenn der etwas dunkle und nicht allzubreite Flur nämlich links um die Ecke gebogen ist, zeigt er uns zunächst die Thür, die in das gemeinschaftliche Schlafzimmer des Zinnwald'schen Ehepaars führt, das einen keuschen, wohlthuenden Eindruck macht: zwei blendend weiße, dicht nebeneinanderstehende Betten, vor jedem ein Nachttischchen mit halboffener Klappe . . . zwei Spinde, zwei Waschtoiletten . . . einige Reichel . . .

einfenstrig . . . weiße Gardinen . . . weißes Innen- und graues Außenrouleau . . . ein Stiefelknecht . . . zwei kleine Teppiche . . . voila tout! . . . Wenn die Rouleaux aufgezogen sind, blickt das stille Zimmer auf einen stillen Hof. — Andere Ausgänge hat es nicht, wie den einen nach dem Flur.

Die zweite Thür, die dann kommt, führt in die bescheidene Küche, aus der man in die noch bescheidenere Speisekammer gelangt.

Berliner Speisekammern haben in der Regel nicht viel zu beherbergen . . . leere Bierflaschen . . . ein Cabaret mit Fleischüberresten . . . ein angeschnittener Käse unter einer Glasglocke . . . ein paar leere Körbe . . . ein betrocknetes Brod . . . eine Cigarrenkiste mit dem Apparat zum Stiefelwichsen . . . ein Fäßchen mit Bollen oder Selleri . . . erheblich mehr dürfte es in vielen Haushaltungen nicht sein . . . braucht auch eigentlich nicht . . . weshalb denn? . . . Wer wird sich denn Vorräthe halten, wo alles dicht dabei zu haben ist?

Ein Hängebogen war nicht vorhanden, deshalb schlief die etwas leichtlebige Auguste in der Küche . . . in einer sogenannten Schlafkommode . . . wo Einem nächtens Mäuse über's Gesicht

laufen und Schaben in den offenen Mund kriegen können. — Es ist weder angenehm, in der Küche zu schlafen, noch in der Küche schlafen zu lassen . . . die alten Römer thaten aber noch ganz etwas anderes in der Küche . . . und die neuen Belgier thun es noch heut'.

Hier war es aber nebenan.

Die Extreme berühren ja gewöhnlich einander, wie Ursache und Wirkung.

Nun sind wir mit der Wohnung fertig.

„Was machen wir denn eigentlich heute Abend," begann endlich der Rentier Zinnwald, nach einem ziemlich langen, beiderseitigen Schweigen.

„Ja . . . es ist unser Ausgehtag," bemerkte die Frau, aus einer süßen Träumerei erwachend . . . „wir sind ganze drei Abende zu Hause gewesen."

„Natürlich . . . seit Sonntag . . . aber wo wollen wir denn hin, Malchen?"

Diese sann eine Weile nach.

„Es ist von hier aus alles so weit," meinte sie dann; „für diese Gegend fehlt ein Theater . . ."

„Freilich! . . . es ist doch nun aber einmal nicht da . . . was meinst Du, wenn wir in's Variété-Theater gingen? . . ."

Dann blickte er seine Frau von der Seite

an und zuckte, in Erwartung ihrer Antwort, mit der freundlichen Nase.

„Ein Rauchtheater,“ kam endlich der mißbilligende Bescheid . . . „ein höherer Tingeltangel . . . und wenn man auf den besten Platz geht, ist es ebenso theuer, als wenn man in einem feinen Theater Parquet nimmt.“

„Wir brauchen ja aber nicht den besten Platz zu nehmen,“ bemerkte Zinnwald mit seiner mehr durch die Nase als durch den Mund kommenden Stimme.

Dann strich er sich mit der Hand über sein glattes, kurzgeschorenes Haar, als wenn er es noch weiter in die ohnehin schon niedrige Stirn ziehen wollte, und blickte seine Gattin wieder von der Seite an.

Diese schien sich nicht dazu entschließen zu können.

„Das Belle-Alliance-Theater wäre mir schon lieber,“ meinte sie. . .

„Nun gut; dann gehen wir doch in's Belle-Alliance-Theater. . .“

Die Frau schwieg. . .

„Na . . . wollen wir, Malchen? . . . es ist gleich sechs, und ehe wir hinkommen. . .“

Die Frau antwortete noch immer nicht. . .

„Ein bischen Musik möchte man doch auch noch hören . . . wenn man einmal da ist . . .“

Noch keine Gegenäußerung.

„Und wenn man einmal sein Geld bezahlt, will man doch auch soviel wie möglich dafür haben. . . .“

Da Malchen noch immer keine Gegenäußerung machte, strich sich Zinnwald abermals die kurzen, glatten Haare in die Stirn und trommelte sich dann mit seinen zehn Fingern auf den Knieen herum.

Das dauerte gewiß gute fünf Minuten.

„Weißt Du was?“ ließ sich die Frau Gemahlin endlich vernehmen, indem sie den Gemahl lieblich anblickte.

„Nun? . . . was soll ich denn wissen?“ fuhr dieser lächelnd aus seinen Gedanken empor.

„Mir ist heute so unternehmungslustig zu Muthe. . .“

„Ist Dir, Malchen? . . . na, dann ist mir natürlich auch. . .“

„Wollen wir uns einmal einen recht schönen Abend machen?“

Zinnwald sah seine Frau mit einem eigenthümlichen Blick an.

„Und in's Opernhaus gehen?“ fuhr diese fort.

„In's Opernhaus gehen?“ wiederholte der Gatte mit freudiger Zustimmung . . . „gewiß wollen wir in's Opernhaus gehen! . . . was wird denn heute gegeben?“

„Ich weiß es nicht . . . sieh' doch einmal nach! . . .“

Zinnwald stand auf, holte die Vossische Zeitung und setzte sich wieder.

„Die Königin von Saba,“ sagte er . . . „große Oper mit Ballet. . .“

„Mit Ballet?“ unterbrach ihn seine Frau.

„Ja! . . . weshalb denn nicht?“

„Ach, ich meinte nur. . .“

Dann trat eine Pause in der Unterhaltung ein.

Amalie blickte sinnend vor sich hin, und Zinnwald zuckte mit der Nase und sah sie von Zeit zu Zeit verstohlen an.

Wenn solcher Zustand lange dauert, kann er die daran Theilnehmenden nervös machen, deshalb fing Zinnwald auch schon an, in seiner Sopha-Ecke hin und her zu rücken.

„. . . von Paul Taglioni,“ setzte er schließlich nach einer ganzen Weile hinzu.

„Ohne Ballet wäre es mir schon lieber . . .“ meinte darauf die Frau.

Dann war es wiederum eine Weile still.

Es ist merkwürdig, wie schwach das Selbstvertrauen in uns ist ... und wie stark dagegen die bleiche Furcht.

Wenn wir des Nachts einem Wächter begegnen, beschleicht uns ein unheimliches Gefühl, und wenn es klingelt, und ein Schutzmann tritt ein, werden wir unwillkürlich verlegen, obgleich wir uns auch nicht das Geringste vorzuwerfen haben.

Zinnwald hatte sich ebenfalls nicht das Geringste vorzuwerfen, und dennoch wurde ihm so komisch um den Magen herum.

„Amalie!“ sagte er, als er den Zustand nicht länger zu ertragen vermochte.

„Was willst Du, Paul? . . .“

„Du . . . wirst doch nicht. . .“

„Was denn, lieber Paul?“

„Du wirst doch nicht etwa denken ... daß ich . . . das Ballet . . . oder vielmehr ... daß das Ballet auf mich. . .“

Dann erröthete er und senkte die Augen.

„Ich verstehe Dich gar nicht, lieber Paul...“

„Ach Gott! ... ich meine nur ... Du wirst doch nicht etwa glauben ... daß das Ballet ... in irgend einer Weise . . . anregend . . . aufregend . . .“

„Nein!“ unterbrach ihn, mit dem Ausdruck tiefster Ueberzeugung, seine Frau; „mein lieber, guter Paul … das glaube ich ganz gewiß nicht …“

Zinnwald gab ihr einen dankbaren Kuß.

„Ich sollte auch meinen, daß ich über jeden Verdacht erhaben wäre,“ sagte er, indem er sich erst das Haar glattstrich und dann in die Brust warf.

„Das versteht sich ganz von selbst, Paul … aber … ich finde es eigentlich für eine Dame nicht recht passend, in's Ballet zu gehen. . .“

„Oh!“ machte der Gemahl . . . „ja, wenn Du ein junges Mädchen wärst . . . aber eine verheirathete Frau. . .“

„Wenn auch, Paul … das weibliche Zartgefühl wird immer dadurch beleidigt . . . und Du könntest dann glauben . . .“

„Was könnte ich glauben … mein geliebtes … Kind?“

„Daß ich . . . daß ich . . . so etwas . . . gern anschaute. . .“

„I, Gott soll mich behüten und bewahren!“ rief Zinnwald; „das sollte mir auch noch fehlen, daß ich Dir in irgend einer Weise. . .“

Die Gemahlin ließ ihn nicht ausreden, sondern gab ihm einen dankbaren Kuß.

„Nicht wahr, Paul!“ sagte sie nachher . . . „Du hältst meine Treue für so klar und hart wie Diamantstein?“

„I, noch viel härter!“ krähte Zinnwald durch die Nase . . . „und noch viel klarer . . . da nun also auch jeder Schatten von einem Zweifel beseitigt wäre, wollen wir uns schnell anziehen und aufmachen . . . wenn wir zwanzig Minuten vor sieben fahren, kommen wir noch ganz gut hin . . . das soll ein Vergnügen werden heute Abend! . . . aber viel Zeit dürfen wir nicht mehr verlieren. . .“

Damit standen sie beide auf, und Zinnwald begab sich sofort in's Berliner Zimmer, um den feinen Anzug herauszuholen, während Frau Amalie erst noch einmal in die Küche ging, um das Mädchen zu instruiren.

„Auguste!“ sagte sie, eilig und mit wichtiger Miene . . . „nimm schnell das Kaffeegeschirr heraus, damit nichts herumsteht, während wir fort sind . . . wir gehen heute Abend in's Theater . . . in's Opernhaus . . . vor zehn Uhr brauchst Du den Theetisch nicht zurecht zu machen . . . wenn unterdessen Jemand nach uns fragen sollte, dann sage nur, daß wir im Theater wären . . . im Opernhause . . . „Königin von

Saba“ ... und gehe auch nicht fort, hörst Du! ... mit keinem Fuß aus der Thür, damit nicht etwa ein Unglück geschieht. . .“

Nachdem sie diese Verhaltungsbefehle gegeben, ging sie ebenfalls in's Berliner Zimmer, holte die beste Robe heraus und eilte damit, wie mit einer Triumphfahne, dem Ehegatten nach in's gemeinschaftliche Schlafgemach.

Dann folgte das hastige Ankleiden, wobei in der Regel Unannehmlichkeiten passiren.

Schon wenn man allein ist, wird man in der Regel auf die heftigsten Geduldsproben gestellt.

Bald reißt die Oese an der Kravatte, bald bekommt man die Hemdknöpfe nicht durch, bald geht Einem der Knoten wieder auf, bald ist kein Knopf hinten am Hemdkragen; kurz, eine Fatalität drängt die andere, und wenn sich nun gar zwei Personen in demselben Zimmer ankleiden, hat man nicht allein sein eigenes Mißgeschick zu erdulden, sondern auch noch einen größeren oder kleineren Bruchtheil des Andern mit auf seine Schultern zu nehmen.

„Herr Gott! Herr Gott! Herr Gott!“ jammert Zinnwald, indem er schon ganz roth im Gesicht ist und mit beiden Händen wie wahnsinnig hinten an seinem Halswirbel herumarbeitet.

„Was ist Dir denn, Paul? . . . was hast Du denn?"

„Die verdammten neumodischen Hemden!... ich bekomme wieder den verdammten Knopf nicht zu. . ."

„Du hast auch stets etwas auszusetzen! — Wie Du sie zum Vornzumachen hattest, konntest Du immer die Knöpfe nicht durchbringen . . . und wenn sie endlich durch waren, krochen sie nachher wieder heraus. . ."

Dann quälte sich Jeder auf seine Art weiter.

„Na ja! da haben wir die Geschichte!" schrie Zinnwald plötzlich wieder los.

„Mein Himmel ... wie erschreckst Du mich, Paul? . . . was hast Du denn schon wieder?"

„Nun ist er ab! . . . nun ist er ab!"

„Wer ist ab?"

„Der Knopf! . . . willst Du vielleicht die Güte haben, ihn mir wiederanzunähen?"

Mit diesen Worten dirigirte er sich, in der einen Hand den abgerissenen Knopf, mit der andern das hinten offene Hemd zuhaltend, auf seine Gattin los, als diese einen lauten Angstschrei ausstieß.

„Paul! . . . um Gotteswillen! . . . dreh' Dich um!"

Der so Angeredete bekam erst einen Schreck;

dann gehorchte er und stand, in der einen Hand den abgerissenen Knopf, und mit der andern das hinten offene Hemd zusammenhaltend.

„Willst Du nicht so gut sein, Malchen?“ sagte er, als er gute fünf Minuten gewartet.

„Aber, so gedulde Dich doch! . . . ich zog mir ja grade die Strümpfe an . . . so . . . nun gib her . . . ich werde es Dir aber lieber mit einer Nadel zusammenstecken . . . das Nähen nimmt ja zu viel Zeit fort . . . so . . . nun sitzt es fest. . .“

„Es sticht mich aber, Malchen . . . die Spitze kommt mir grade auf den Halswirbel . . . willst Du nicht so gut sein, die Nadel wieder etwas herauszuziehen?“

„Das wirst Du doch wohl selber können, Paul . . . Du willst Dir auch alles von mir machen lassen.“

Paul versuchte es nun selbst, und im nächsten Moment lag der Halskragen an der Erde.

„Himmeldonner! . . .“

„Aber, wer wird denn so fluchen! . . . nimm doch ein anderes Hemd!“

Endlich waren Beide angekleidet, hatten aber ganz rothe Köpfe vor Aufregung und Anstrengung bekommen.

„Den Sommer-Paletot nehme ich über den Arm,“ sagte Zinnwald.

„Ich mein warmes Tuch ebenfalls ... hast Du das Glas? ..“

„Werd's gleich einstecken ... die Auguste kann immer eine Droschke holen. ..“

„Da steht grade eine vor der Thür ... sie scheint eben angekommen zu sein ... ich werde sie rufen. ..“

Zinnwald wollte grade das Fenster öffnen, und Malchen war noch einmal in's Schlafzimmer gegangen, als es an der Klingel riß, daß Jener beinahe mit dem Kopf durch die Scheibe gefahren wäre, und diese sich anderswo gestoßen hatte.

„Gott! habe ich 'nen Schreck bekommen ... immer im letzten Augenblick kommt auch noch etwas ... sieh' doch einmal nach, lieber Paul!“

Dieser öffnete und taumelte in demselben Moment zurück, als hätte er ein Gespenst erblickt.

„Gott der Gnade!“ rief er aus.

„Mein Himmel, was ist denn?“ schrie Amalie in der Schlafstube ... dann kam sie auf den Flur geprescht und taumelte ebenfalls in demselben Moment zurück.

„Allmächtiger! Allmächtiger!“ ächzte sie.

---

15. Kapitel.

Das kommt davon!

„Was bedeutet's,
Daß, todter Leichnam, Du, in vollem Stahl
Auf's neu des Mondes Dämmerschein besuchst,
Die Nacht entstellend; daß wir Narren der Natur
So furchtbarlich uns schütteln mit Gedanken,
Die uns're Seele nicht erreichen kann.
Shakespeare.

Als der Rentier die Thür geöffnet, stand nämlich der ganze Flur voller Menschen. Ganz vorn, gleichsam ihr Anführer, befand sich Habermann, noch immer in Weinlaune, und den Hut lustig auf einem Ohr; ein klein wenig zurück kam Frau Natalie mit dem Nachtsack, neben ihr das Töchterchen, das auch etwas verwogen aussah, und als Arrieregarde der Droschkenkutscher und ein Dienstmann, schwer beladen mit allem Gepäck.

„Guten Abend, Zinnwald!“ sagte Habermann, ihm freundlich zunickend; „na! da sind wir ... das hättest Du wohl nicht gedacht ... wie?“

Der so Angeredete war noch immer keiner Gegenäußerung fähig, er lehnte, regungslos wie ein Pfahl, mit der linken Schulter an der Wand, und das Opernglas in seinem schwarzen Futteral hing schlaff und traurig mit dem rechten Arm herab.

„Das war mal 'ne Ueberraschung ... wie?“ fuhr Habermann fort ... „na ja ... Ihr könnt Euch ja von dem freudigen Schreck noch gar nicht erholen ... nun laßt's aber gut sein ... keinen Dank weiter ... es ist ja so gern geschehen. . .“

Mit diesen Worten drang er bis auf den Flur vor.

„Ich habe mir den ganzen Tag über Vorwürfe gemacht, daß wir im Kaiserhof abgestiegen waren,“ wandte sich Natalie an ihre Jugendfreundin ... „wenn wir gewußt hätten, daß unser Besuch Euch so angenehm wäre, würden wir uns sicher bei Euch angemeldet haben. . .“

„Man kann nicht mehr thun, als seinen Fehler bereuen und wiedergutmachen,“ redete

Habermann weiter . . . „im Kaiserhof konnten wir nicht unterkommen . . . da dachte ich . . . nein! . . . nun noch in ein anderes Hôtel gehen . . . das müßte uns Zinnwald in den Tod übelnehmen . . . und mit Recht . . . und mit Recht . . . na! nun also keine Feindschaft mehr um die kleine Unterlassungssünde . . . nun sollt Ihr auch als Revanche für Eure Freundlichkeit recht viel von uns haben . . . recht viel.“

Zinnwald warf seiner Frau einen schmerzlich vorwurfsvollen Blick zu, als wenn er sagen wollte: ‚siehst Du wohl . . . das hast Du nun davon!‘ . . . doch diese hatte sich sogleich wieder gefaßt. Jetzt galt es vor allen Dingen, gute Miene zum bösen Spiel machen und zu retten, was zu retten war. Geändert konnte es, wenigstens vorläufig, nicht mehr werden; es kam also jetzt nur darauf an, mit Aufbietung aller Kräfte die Situation zu halten, bis sich vielleicht eine Möglichkeit bot, sie zum eigenen Vortheil umzuwandeln.

„Meine gute, geliebte Natalie!“ fuhr sie deshalb auf die Jugendgespielin los . . . „eine größere Freude hättet Ihr uns wirklich gar nicht bereiten können . . . namentlich, da wir die Hoffnung bereits aufgegeben . . . wir hatten

uns eben angezogen, um Euch aufzusuchen und zu sehen, wie Ihr logirt wärt. . ."

Zinnwald pfropfte sich schnell das Opernglas in die Rocktasche.

„Wirklich!" rief Habermann; „na, das muß ich sagen! . . . das lasse ich mir gefallen! . . . braver Junge! . . . braver Junge!"

Und damit schlug er ihm mit der flachen Hand auf den Magen, daß der Andere den Mund öffnete, um Luft zu holen.

„Na . . . wo sollen denn die Sachen nun hin?" fragte der Droschkenkutscher . . . „ich habe ja keine Zeit mehr, und der Dienstmann will auch noch mehr Geld verdienen. . ."

„Richtig! . . . na ja! — Das hätte ich beinahe über die Freude vergessen!" rief Habermann lachend . . . „na, Zinnwald, dann zeige uns 'mal, wo wir wohnen sollen . . . mehr als zwei Zimmer brauchen wir nicht; aber sie können nach hinten heraus sein . . . genieren wollen wir auf keinen Fall. . ."

„Und das thun wir auch wohl nicht?" wandte sich Natalie an die Wirthin . . . „Ihr habt ja eine so geräumige Wohnung. . ."

„Gewiß, gewiß!" ließ die Freundin sie gar nicht ausreden . . . „ich versichere Euch, daß

Ihr gar nicht zu merken sein werdet in unserer großen Zimmerreihe ... aber ein Gemach müßt Ihr wenigstens nach vorn haben ... davon gehe ich unter keinen Umständen ab ... damit Ihr gleich beim Erwachen den Blick auf die belebte Straße habt ... die Mama schläft doch wohl mit ihrem Töchterchen zusammen ... nicht wahr?"

„Ja ... es wird wohl nicht anders werden," meinte Habermann ... „sonst würde. . ."

„Sonst würde ich meinen armen Mann nicht die ganze Nacht allein lassen, weil er meiner Pflege bedarf. . ."

„Ihrer Pflege? ... ist er denn krank?"

Natalie nickte ihr trübe zu.

„Mein Gott! ... und was fehlt ihm denn?"

Statt der Antwort fuhr Frau Habermann nur mit dem rechten Zeigefinger über die Stirn.

Zinnwald warf seiner Gattin einen schmerzlich bedeutungsvollen Blick zu; doch diese hatte sich sogleich wieder gefaßt.

„O, das wird hier schon wieder besser werden," entgegnete sie mit entzückender Liebenswürdigkeit ... „da werde ich also um so mehr dem Herrn Gemahl ein Zimmer nach hinten heraus geben, damit er rechte Ruhe hat. . ."

„Ja ja," bemerkte Habermann, der dem letzten Satz seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt... „das ist auch für das Allgemeinwohl anzurathen; denn ich schnarche, daß die Wände zittern. . ."

Zinnwald, der noch kein Wort geredet, warf seiner Frau einen Blick zu, als wenn er sagen wollte: ‚Und grade unserem Schlafzimmer gegenüber! . . . siehst Du wohl . . . das kommt davon!'

„Na, hören Sie 'mal, wenn Sie nun nicht bald mit Reden fertig werden, dann dauert es wohl noch länger?" meldete sich wieder der Droschkenkutscher, der einen Koffer auf der Schulter hatte... „wenn mir mein Pferd unten gestohlen wird, dann kaufen Sie mir doch kein neues."

„Mein Gott; ich bin wirklich schon ganz confus vor Freude!" sagte die liebenswürdige Wirthin; „willst Du mir nicht Dein Reisetäschchen geben, liebe Natalie. — Nein, nein! . . . ich dulde es auf keinen Fall, daß Du Dich damit beschwerst! . . . geben Sie mir die Hand, mein lieber, guter Habermann; wir haben uns ja eigentlich noch gar nicht begrüßt . . . und das kleine Mariechen... geben Sie mir einen Kuß, Engelchen! . . . Nun kommen Sie nur mit,

lieber Mann!" wandte sie sich dann an den Droschkenkutscher, dem der Dienstmann folgte... „hier gleich gradeaus . . . stoßt Euch nicht, Kinderchen; es ist ein bischen dunkel auf dem Flur . . . so . . . hier herein . . . hier alles herein, wenn ich bitten darf."

Damit öffnete sie die Thür des Berliner Zimmers, das nun die ganze Gesellschaft successive füllte.

„Setzt nur alles vorläufig hierher," sagte Habermann zu den beiden Trägern, „sieben Stücke sind es gewesen... eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs . . . da fehlt ja wieder eins . . . aha! da ist es . . . ich dachte wirklich, mein Koffer wäre schon wieder fort... na, Gott sei Dank, daß ich sie alle glücklich hierhergebracht habe..."

Dann bezahlte er Kutscher und Dienstmann, die sich mit sehr zufriedenen Gesichtern entfernten.

„Also hier soll meine Wenigkeit schlafen!" sagte Habermann, indem er sich vergnügt umsah; „sehr hübsch! . . . sehr hübsch! . . . aber es ist ja noch kein Bett d'rin."

„Ich wollte Ihnen nicht eine unserer gewöhnlichen Logirstuben geben," meinte die Wirthin... „für so liebe Gäste müssen bessere Zimmer eingerichtet werden... es wird nachher gleich ein

Bett hereingestellt ... und in das Zimmer der Damen ebenfalls ... bitte, wollt Ihr es Euch nicht ansehen und gefälligst ablegen. . ."

Frau Natalie und ihr Töchterchen mit dem schiefen Hut leisteten der Aufforderung Folge und fanden ihr Gemach natürlich auch sehr schön.

„Ich freue mich wirklich auch so außerordentlich," sagte Zinnwald, endlich die Sprache wiedergewinnend, und indem er mit ängstlich verlegenem Lächeln zu seinem Freunde herantrat.

„Glaub's Dir ja; glaub's Dir ja, alter Sohn!" entgegnete Habermann; „man sieht's ja auch an Deinen lieben, treuen Augen, wie gut Du's meinst. — Du reizender, alter Kerl, Du!"

Und damit schlug er ihm, weil ihm der Magen diesmal nicht ganz bequem war, mit der flachen Hand auf einen gegenüberliegenden Theil, zog sie aber in demselben Moment mit schmerzlich verzogenem Antlitz zurück.

„Alle Wetter! was hast Du denn da?" fragte er, die Hand hin- und herschwenkend ... „zeige doch 'mal ... bist Du denn so mager geworden, oder? . . ."

Zinnwald zog das Opernglas schnell aus der Rocktasche und legte es hinter sich auf einen Tisch.

„Was soll ich denn da haben?" sagte er

dann in seinem nasalen Ton und mit freundlich-naivem Gesichtsausdruck; „gar nichts habe ich da."

„Na, da möchte ich aber wirklich wissen, wovon mir die Hand so weh thut?" meinte Habermann.

Dann legte er Hut und Ueberzieher ab, während die Wirthin die Thür des andern Zimmers zuzog, um den Damen etwas behilflich zu sein.

„Ich freue mich wirklich ganz außerordentlich," begann Zinnwald, der sich noch gar nicht in seine Lage finden konnte, auf's neue.

„Ist ja gut . . . ist ja gut . . . hast's mir ja schon 'mal gesagt!" rief Habermann lachend, indem er wieder ausholte, um dem Wort auch noch eine Liebkosung folgen zu lassen, in demselben Moment besann er sich aber eines bessern, während Zinnwald besorgt einen Schritt zurücktrat.

„Schade, daß noch kein Bett da ist," meinte dann der Gast, nachdem er sich eine Weile forschend umgesehen.

„Weshalb? — willst Du Dich denn schon schlafen legen?"

„Nein! ... das eigentlich nicht ... aber ..."

„Na, was denn? . . . sage es doch. . ."

„Ach, laß nur ... es kann ja keine Ewigkeit dauern. . ."

„Wasser ist auch nicht hier . . .“ fügte er dann hinzu.

„Was willst Du denn mit Wasser?“ erkundigte sich Zinnwald; „möchtest Du ’mal trinken?“

„Nein!“ lachte Habermann auf; „Wasser trinken wir hier nicht bei Dir, alter Sohn . . . das müßtest Du ja mit Recht übelnehmen . . .“

„Weshalb sollte ich denn das übelnehmen?“

„Na, erlaube ’mal . . . bei Deinem Keller . . .“

„Bei meinem Keller? . . . was hat denn das mit meinem Keller zu thun?“

„Stelle Dich doch nicht so . . . ich meine, bei dem, was Du d’rin hast. . .“

„Was ich d’rin habe? . . . was habe ich denn d’rin?“

„Mach’ doch keinen Unsinn! . . . ich denke, das werden wir nun bald erfahren. . .“

„Meinetwegen . . . wenn es Dir Spaß macht . . . soll ich Dich hinunterbegleiten? . . . ich will ja gern alles thun, was Dir Vergnügen macht. . .“

„Nachher! nachher! . . . es hat ja noch ein bischen Zeit . . . aber . . . um wieder auf das Wasser zu kommen . . . waschen möchte ich mich eigentlich gern. . .“

„Ach so . . . waschen möchtest Du Dich gern . . . dann komm nur mit in unser Schlafzimmer; da findest Du alles, was Du nöthig hast. . ."

„Das ist mir lieb! das ist mir lieb!" sagte Habermann, mit freudigem Aufleuchten, und dann schritt er dem vorangehenden Zinnwald nach.

„Wenn Du fertig bist, wirst Du ja wohl den Rückweg finden," sagte der Letztere, die Thür hinter sich schließend.

Als er wieder in's Berliner Zimmer trat, sah er seine Frau grade von den Damen herauskommen.

„Na, das ist 'ne schöne Geschichte, Malchen!" sagte er, mit gedämpfter Stimme; „siehst Du wohl, das hast Du davon, daß Du sie eingeladen hast!" —

„Schweig' doch nur!" entgegnete die Frau, ebenfalls in gedämpftem Ton . . . „augenblicklich ist doch dabei nichts zu ändern, und eine Ewigkeit werden sie nicht bleiben, dafür laß mich nur sorgen. . ."

„Du wirst Ihnen doch nicht etwa die Thür weisen, Amalie?"

„Dummes Zeug . . . das wird ganz anders gemacht. . ."

Damit wollte sie an ihm vorbei, als ihr Gemahl sie an einer Falte zurückhielt.

„Weißt Du," tuschelte er ihr zu . . . „die Frau ist mir recht unangenehm. . ."

„Mir auch . . . aber der Mann noch mehr . . . außerdem scheint er betrunken zu sein. . . nun laß mich aber gehen, ich will der Auguste sagen, daß sie drei Betten aufleiht und das nöthige Geschirr dazu, wir sind ja gar nicht auf Logirbesuch eingerichtet. . ."

Sie wollte sich wiederum entfernen, als sie von ihrem Gatten abermals zurückgehalten wurde.

„Weißt Du, Malchen," flüsterte er ihr zu . . . „wenn er nur am Ende nicht gar verrückt geworden ist. . ."

„Thorheit! Wie kann man denn nur so etwas glauben?" —

„Er sieht so roth und aufgeregt aus . . . und dann schlägt er mich immer . . . bald auf den Magen und bald auf. . ."

„Ach, das sind kleinstädtische Gewohnheiten; das hat nichts zu bedeuten. . ."

„So! . . . meinst Du? . . . ich bekam eigentlich schon Furcht vor ihm."

In diesem Moment trat Habermann wieder

in das Berliner Zimmer und machte ein sehr vergnügtes Gesicht.

„So!“ sagte er; „nun ist Einem erst wohl... nun könnten wir wohl eine Cigarre rauchen... wie?“

Zinnwald warf seiner Frau einen ängstlich besorgten Blick zu, als wenn er damit sagen wollte: in der guten Stube? . . . rauchen? . . . denn in mein Zimmer . . . oder vielmehr in das Schlafzimmer der Damen kann ich ihn doch nicht führen.“

Das kluge Weib trat dicht an ihn heran und raunte ihm in's Ohr: „Ich werde welche holen lassen . . . pst!“

„Was wirst Du holen lassen, liebes Malchen?“

„Pst!“ — Damit war sie zur Thür hinaus.

„Du guter, lieber, alter Habermann, Du!“ wandte sich Zinnwald an seinen Gast, nachdem er erst vorsichtig einige Schritte zurückgetreten war.

Ende des ersten Bandes.

Druck von A. Niese in Saalfeld.

11 - 3/4 4

6 - 7

4 - 6½